Märchen und Geſchichtchen

eines

Großvaters

von

Georg Keil.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1847.

Inhalt.

	Seite
Der Regenbogen	1
Das Chriſtkindchen	4
Der Wintergaſt	10
Die Mäuſehochzeit	15
Die Elfenkönigin	21
Der Räuber	30
Knipp und Hupp	37
Mamſell Trudchen und der Huſar	53
Das Goldhähnchen	63
Fingerchen	76
Der Theekeſſel und das Milchkännchen	96
Die Ahnenbilder	106
Die beiden Stelzner	122
Der dicke Neſtling	140
Mimir und Kolga	149
Nettchen	161

Märchen und Geſchichtchen.

Der Regenbogen.

Das Gewitter war vorübergezogen. Gegen Morgen breitete ſich eine große dunkle Wetterwand aus, und gegen Abend blickte die Abendſonne durch zerriſſene Wolken auf die erfriſchte Erde. Die Kinder liefen wieder hinunter in den Garten, aus dem ſie der Regen vertrieben hatte.

Ach, wie war es da ſchön und herrlich! Die Blätter zitterten und glänzten vor Luſt, und die Blüten erhoben ihre Köpfchen und dufteten, und jede Blume hatte ein helles Tröpfchen in ihrem Kelche, und man wußte nicht recht, ob es ein Regentropfen war, oder eine Freudenthräne. Und das Gras funkelte, und die Bäume und Büſche blitzten, als ſie die Sonne beſchien, gleich als ob ſie mit Diamanten und Perlen behängt wären, und mit glänzendem Schmuck. Die Käfer und Bienen und Schmetterlinge, die ſich unter die Blätter und in die Blüten verborgen hatten, krochen wieder hervor und ſahen ſich um, ob das Gewitter vorüber ſei, und flogen dann ſummend und ſingend davon, und die Mücken tanzten im Sonnenſchein. Das war herrlich!

Die Kinder jubelten laut und liefen durch den Garten hinaus aufs Feld. Da ſtanden ſie plötzlich ſtill und verſtummten vor all' der Pracht und Herrlichkeit, die ſie ſahen. Ein großer ſchöner Regenbogen hatte ſich weit, weit über den Himmel geſpannt und glänzte in den prächtigſten Farben, violet und blau und grün und gelb und roth, und er ſah aus, wie ein großes Thor mit bunten Lämpchen behängt und beleuchtet.

Stumm betrachteten die Kinder lange Zeit das herrliche Schauſpiel und bemerkten es nicht, daß ſie von dem noch ſanft herabrieſelnden Regen naß wurden; doch endlich fanden ſie die Sprache wieder.

„Wer hat denn aber das ſchöne Thor gebaut?" frug der kleine Karl den etwas ältern Heinrich.

Und geheimnißvoll antwortete der ältere Knabe: „Das weiß ich wol! Mir hat es die alte Lieſe geſagt. Den ſchönen Bogen hat unſer Herrgott gebaut, und er iſt eine Brücke, auf welcher die Engel aus dem Himmel auf die Erde herabſteigen zu den guten und frommen Kindern, um mit ihnen zu ſpielen. Und das iſt gewiß wahr, denn die alte Lieſe lügt niemals!"

„Und haben denn die Engel auch mit Dir geſpielt?" fragte Karl weiter.

„Ach nein!" antwortete kleinlaut Heinrich, „ich bin ja nicht immer gut geweſen!"

Als es Nacht geworden war und der kleine Karl in ſeinem Bettchen lag, da konnte er gar nicht einſchlafen, denn er dachte immer an die bunte Brücke und an die Engel, und wünſchte, daß ſie zu ihm kommen und mit ihm ſpielen möchten. Und wenn er die Augen ſchloß, da ſah er die glän-

zende Brücke mit den herrlichen Farben; aber die Engel konnte er nicht ſehen, obwohl er ſich recht nach ihnen umſah.

Erſt ſpät kam der Schlaf über ihn, und mit ihm der Traum. Er träumte: die Brücke ſtand prachtvoll aufgebaut, wie er ſie wachend geſehen hatte, und liebliche kleine Engel mit goldnen Flügeln ſtiegen und ſchwebten auf ihr auf und ab. Sie kamen zu ihm heran und küßten ihn und brachten ihm ſchöne Blumen und ſangen ihm ſchöne Lieder vor und ſpielten mit ihm. Da klopfte ſein kleines Herz ſtärker und ſeine Wangen rötheten ſich höher vor innerer Freude und Seligkeit.

Als die Mutter am Morgen aufgeſtanden war, trat ſie an das Bettchen ihres Lieblings und betrachtete das holde Kind, das im Schlafe ſelig lächelte, mit heiliger Mutterliebe und drückte einen leiſen Kuß auf ſeine rothen Lippen.

Der Knabe ſchlug einen Augenblick die hellen Augen auf und blickte die Mutter freudeſtrahlend an und ſchlang ſeine kleinen Arme um ihren Nacken. Da hab' ich Dich endlich, Du ſchöner Engel! und Du ſollſt nun immer bei mir bleiben! Ich will auch immer gut und fromm ſeyn, damit Du nicht wieder von mir fliegſt!"

So ſprach das Kind halb im Traume, und ſchloß ſogleich die ſchönen Augen wieder. Und es glänzten zwei heilige Freudenthränen in den Augen der ſeligen Mutter, und ſie richtete ihren Blick empor nach dem Himmel, und ihr Blick war ein Dankgebet.

Das Chriſtkindchen.

In einer elenden Kammer ganz oben unter dem Dache lag in einem ärmlichen Bettchen auf Stroh ein krankes Kind. Es war mit einem alten, zerriſſenen Mantel zugedeckt, und den hatte es bis an die Naſe herangezogen, denn es war ſo kalt. Das Kind war ein Mädchen, noch nicht älter als fünf Jahre. Viele Wochen lang hatte es das Fieber gehabt, und es war ſo ſchwach, daß es ſich nicht auf den Beinchen erhalten konnte, und ſo mußte es den ganzen Tag auf dem harten Lager liegen, und das war recht hart!

Seine Mutter war eine arme Frau; ſie verdiente ſich kümmerlich ihr Brod mit Waſchen und Scheuern und ſonſtiger Handarbeit, und das war ſo wenig, was ſie verdiente, daß es kaum hinreichte zum Brode für ſich und ihr Kind, und das kranke Kind bekam weder Arznei, noch ſonſt etwas zu ſeiner Erquickung.

Den ganzen Tag lang war die Mutter außer dem Hauſe; ſie mußte ſehr früh ausgehen nach ihrer Arbeit, und kam erſt ſpät am Abend zurück. So war das kleine Mädchen den ganzen

Tag allein in der kalten Kammer und hatte keinen andern Zeitvertreib, als daß es auf das Raſcheln der Mäuſe im Strohe ſeines Bettchens hörte, oder einem Mäuschen zuſah, wenn es über die Diele lief und nach einem Krümchen Brod ſuchte und doch keines fand. Das war aber ein trauriges Leben!

Heute war der heilige Weihnachtsabend und ach! ſo kalt. Das arme, kranke Kind fror unter dem zerriſſenen Mantel und ſeine Zähnchen klapperten vor Kälte; es war ſchon lange Abend, und die Mutter kam noch nicht. Sie hatte ja heute mehr zu arbeiten wie gewöhnlich, wegen des Feſtes; deshalb war ſie noch nicht nach Hauſe gekommen. So lag das arme Kind einſam und hungrig in der kalten, dunkeln Kammer und dachte: „Ach! wenn doch die Mutter nur käme und Dir ein Stückchen Brod brächte!“

Aber die Mutter kam noch nicht!

Da fing es draußen auf der Gaſſe an hell zu werden und alle Glocken auf den Thürmen läuteten, und die Leute auf der Gaſſe lachten und ſangen; es war ja Weihnachtsabend, wo alle Menſchen fröhlich ſind! Mit einem Male wurden die Fenſter des großen Hauſes gegenüber hell, ſo daß der helle Schein zu dem einzigen kleinen Fenſter der Bodenkammer hereinfiel und das Fenſterchen mit ſeinen geflickten Scheiben an die Wand malte, gerade über dem Bettchen des kranken Kindes.

„Ach, jetzt kömmt das Chriſtkindchen zu den guten Kindern der reichen Leute und bringt ihnen Pfeffernüßchen und Aepfel und Nüſſe; das muß ſo herrlich ſeyn!“

So dachte das Kind, und die Mutter hatte ihm am Morgen geſagt: „Bleibe recht ruhig in Deinem Bettchen liegen, ſo kömmt das liebe Chriſtkindchen am Ende wol auch zu Dir!

aber Du darfſt gar nicht weinen, denn mit den Kindern, die da weinen, will das Chriſtkindchen nichts zu thun haben!“

Das arme Kind fror immer mehr, aber es weinte nicht; ſein Hunger wurde immer ſtärker, aber es weinte nicht; es wurde ihm ganz ſchauerlich und bange in der einſamen Kammer, aber es weinte nicht. Es wartete ſtill und dachte: „Du liebes Chriſtkindchen, Du haſt wol keine Zeit und kannſt nicht zu mir kommen, weil Du mit den guten reichen Kindern ſo viel zu thun haſt! Aber ſchicke mir doch die Mutter, daß ſie mir ein Stückchen Brot bringt, ich hungere ja ſo ſehr!“

Aber die Mutter kam noch immer nicht!

Knarr! knarr! erſcholl es draußen auf der kleinen Treppe, und die Thür ſprang auf, und da glänzte und flammte die ganze Kammer, wie lauter Feuer. Das kranke Kind mußte ſeine Augen ſchließen, ſo blendete es der feurige Schein, und es verkroch ſich unter den alten Mantel.

Später lauſchte es ein bischen unter dem Mantel hervor, und da ſaß das Chriſtkindchen in einem ſchneeweißen Gewande neben ſeinem Bettchen, und da ſtand ein prächtiger Tannenbaum mit vielen, vielen Lichtern, und an ſeinen ſchönen grünen Zweigen hingen viele, viele prächtige Aepfel mit rothen Bäckchen, und goldene Herzen, und ſilberne Nüſſe, und bunte Schlangen und Sterne, und ganz oben auf der Spitze ſaß ein ſchöner Engel mit großen goldenen Flügeln; und auf dem Tiſche daneben lagen die allerherrlichſten Sachen, Hemdchen und Strümpfe, und ein warmes Röckchen, und eine Puppe mit

ordentlichen Kleidern, und Weihnachtskuchen und Pfeffernüßchen, und gar viele Dinge mehr.

„Biſt Du denn ſo allein, Du armes Kind?“ fragte das Chriſtkindchen und faßte ſeine erſtarrten Hände. „Ei, wie Du frierſt und zitterſt! Sieh doch, das hat Dir das Chriſtkindchen gebracht, und das gehört Alles Dir! Nun ſei recht froh!“

Aber das kranke Kind war ſtumm vor Erſtaunen und konnte kein Wörtchen ſprechen. Es mußte ſeine Augen wieder ſchließen, denn der Glanz that ihnen ſo weh.

Als es nach einer Weile die Augen wieder öffnete, da war das Chriſtkindchen verſchwunden; aber der Baum brannte und glänzte fort und fort, und die ſchönen Sachen lagen noch alle auf dem Tiſche.

Ueber die Straße ſchlich jetzt die arme Mutter, Kummer im Herzen und Thränen in den Augen. Sie hatte ja nichts, womit ſie ihr krankes Kind erfreuen konnte, an dem Tage, wo alle Kinder ſich freuen, nichts als eine kleine weiße Semmel ſtatt des ſonſt ſchwarzen Brodes. Die reichen Leute, für die ſie gearbeitet hatte, hatten in ihrer Freude über die Weihnachtsbeſcherung für ihre Kinder vergeſſen, der armen Frau ihren verdienten Lohn zu geben; denn die reichen Leute denken, wenn ſie ſelbſt Freude haben, oftmals nicht an die Armen, und ſie wiſſen oft gar nicht einmal, was Armuth iſt.

Die Mutter kam die Treppe herauf und öffnete die Kammerthür. Ach, Du mein Himmel! wie erſtaunte die, als ſie den brennenden Baum und die reiche Beſcherung erblickte! Sie

konnte gar nicht ſprechen vor Erſtaunen, und wußte nicht, was ſie davon denken ſollte!

„Ach Mutter!“ ſagte das kranke Kind, „das Chriſtkindchen iſt da geweſen, und hat mit mir geſprochen, und hat mich geſtreichelt, und den ſchönen Chriſtbaum hat es gebracht, und das Alles ſoll mein ſeyn! Ich habe auch gar nicht geweint!“

Und die Kummerthränen der Mutter verwandelten ſich in Freudenthränen, und ſie faltete die Hände zum Dankgebete, und auch das kranke Kind faltete ſeine Händchen, wie die Mutter, und betete mit, ſo gut es eben konnte.

Auch die Mutter war nicht vergeſſen bei der Beſcherung. Zehn blanke Thaler lagen auf dem Tiſche für ſie, und vor der Kammerthür war ein Haufen Holz aufgeſchichtet, damit das Kind nicht mehr ſo frieren ſollte.

Eliſe, die Tochter eines reichen Kaufmanns, der erſt ſeit kurzem in demſelben Hauſe wohnte, war aber der Engel, den das kranke Kind für das Chriſtkindchen gehalten hatte. Eliſens Mutter hatte von der Armuth und Rechtſchaffenheit der Frau und von ihrem kranken Kinde gehört und ihrem Töchterchen Eliſe davon erzählt. Dieſe bat um die Erlaubniß, dem Kind eine Weihnachtsfreude machen zu dürfen, und hatte in den letzten Wochen nur für das arme Kind gearbeitet, genahet und geſtrickt und den Weihnachtsbaum angeputzt. Ihre Mutter hatte noch Mancherlei hinzugefügt zu den Geſchenken, auch die zehn blanken Thaler und das Holz für die arme Frau. Heute, am Weihnachtsabend, hatte Eliſe den Baum und die übrigen Geſchenke mit Hülfe eines Dieners hinaufgetragen in die dunkle

Bodenkammer; das Kind war aber ſo geblendet von dem Glanze der vielen Lichter, daß es von dem Allen nichts geſehen hatte.

Und jetzt bekam Eliſe ſelbſt ihre reiche Beſcherung, und die war ſo prächtig, und ihre Freude darüber war ſo groß! Aber die Freude, welche ſie empfunden hatte, als ſie für das kranke Kind nähte und ſtrickte und den Chriſtbaum anputzte und ihn in die kleine finſtere Kammer ſtellte, die war doch noch größer, als die Freude, welche ſie über ihre eigenen Geſchenke empfand, und ſie war auch mehr werth!

Der Wintergaſt.

Der Herbſt war vergangen und der Winter kam heran und blies kalt von den Bergen herab, und Schneeflöckchen, ſo fein wie Flaumfedern, tanzten in der Luft und haſchten ſich einander. Die Bäume waren faſt kahl, und dürre Blätter wirbelten und rauſchten auf dem Boden. Im Ofen kniſterte ein helles Feuer und verbreitete eine angenehme Wärme in der Stube.

Der kleine Emil ſaß am geſchloſſenen Fenſter und ſah durch die hellen Scheiben dem Tanze der Schneeflöckchen zu, die, ſo wie ſie die Erde berührten, ſchmolzen und verſchwanden. Da kroch draußen an der Fenſterſcheibe eine kleine Fliege langſam empor und konnte ſich kaum an dem glatten Glaſe erhalten, ſo matt war ſie.

„Du armes kleines Thierchen," ſagte Emil zu ihr „wie mußt Du doch frieren! Du haſt ja kein Röckchen an, das Dich wärmt, und auch keine Strümpfe an Deinen kleinen Füßen! So komm doch herein in die warme Stube, Du armes Thierchen!"

Und er machte das Fenſter auf, und die kleine Fliege kroch langſam herein. Die Wärme that ihr wohl, und ſie wurde nach und nach ganz munter und lebendig, ſtrich ſich die Flügel und putzte ſich das Köpfchen mit den kleinen Beinen. Dann dehnte ſie ihre Flügel aus, flog in die Höhe und ſetzte ſich auf den warmen Ofen; ſie wollte ſich wol ihre kleinen Füßchen wärmen, die in der Kälte ganz erſtarrt ſeyn mochten.

Nachdem ſie ſich gewärmt hatte, flog ſie wieder hin zu Emil und ſetzte ſich auf ſeine Hand und ſah ihn ſo dankbar an, als wollte ſie ſagen. „Danke Dir, guter Emil!“

„Das hat Dir gewiß recht wohl gethan, mein gutes Thierchen?“ fragte ſie Emil, und die kleine Fliege antwortete ihm „ſumm, ſumm!“ Denn ſie konnte ja weiter nichts ſprechen.

Und die Fliege blieb nun da in der warmen Stube den ganzen Winter lang, und ſie und Emil hatten ſich einander recht lieb und wurden bald gute Freunde. Sie konnten gar nicht von einander laſſen, und wenn Emil des Morgens aus ſeinem Bettchen kam, gleich flog ſie zu ihm hin und ſetzte ſich auf ſeinen Kopf und ſagte: „ſumm, ſumm!“ das ſollte wol ſo viel heißen, als: Guten Morgen! und wenn er dann ſeine Milch verzehrte, da ſaß ſie immer neben ihm, und er gab ihr ein Krümchen von ſeinem Zucker, das ſie ganz zierlich mit den Vorderfüßchen anfaßte und herumdrehte und daran leckte. Man ſah es ihr ordentlich an, wie ihr das wohlſchmeckte! Und wenn es zum Eſſen ging, da ſetzte ſie ſich auf Emils Teller und flog nicht eher fort, als bis er ihn ein Bröckchen von ſeinem Brode oder Fleiſche gegeben hatte. Die Fliege war aber auch ſo gar gut und fromm; niemand mochte ihr etwas zu Leide thun.

Emil hatte die Fliege Lieschen genannt, und wenn er rief: „Lieschen, Lieschen!“ ſo kam ſie gleich herbeigeflogen und ließ ſich auf ſeine Hand nieder. Da ſie den kleinen Emil immer ſo fleißig ſah, ſo wollte auch ſie gern etwas lernen, und und wenn er ſein Leſebuch aufſchlug, ſo ſetzte ſie ſich auf das Blatt und ſah die Buchſtaben an, die Emil anſah und die er ſchon alle kannte und mit Namen zu nennen wußte. Er hätte ihr gern das Sprechen und Leſen gelehrt und gab ſich deshalb alle Mühe, indem er ihr öfters das Abc vorlas; ſie ſagte aber immer nur: „ſumm, ſumm!“ und dabei blieb es, was Emil ſehr leid that.

Manchmal war Lieschen aber auch unartig. Wenn der Tiſch gedeckt war und eine Schüſſel mit gebackenen Pflaumen auf demſelben ſtand, ſetzte ſie ſich auf dieſelben und naſchte ein Tröpfchen von der ſüßen Brühe. Emil durfte aber dann nur ſagen: „Lieschen! Lieschen! Naſchkätzchen!“ ſo flog ſie ſchnell davon und verkroch ſich hinter dem Ofen und kam lange Zeit nicht zum Vorſchein, denn ſie ſchämte ſich, daß ſie ſo unartig geweſen war.

Nur einen einzigen Feind hatte Lieschen in der Stube; das war ein alter grämlicher Nußknacker mit einem dicken Kopfe, einer großen Naſe und einem breiten Munde mit großen weißen Zähnen. Sonſt hatte Emil öfters mit dem Nußknacker geſpielt und hatte ihm Nüſſe zu knacken gegeben und darüber gelacht, wenn er ſein großes Maul aufſperrte; ſeit aber Lieschen in der Stube war, bekümmerte er ſich gar nicht mehr um ihn, und der Nußknacker mußte nun immer einſam auf dem Schranke ſtehen und bekam keine Nüſſe mehr zu knacken. Der

merkte nun bald, daß das um Lieschens willen geſchah, und er wurde ihr deshalb recht feind, und wenn ſie ſich einmal auf ſeine Naſe ſetzte, ſo machte er ſein großes Maul weit auf und ſchnappte nach ihr und wollte ſie fangen. Aber Lieschen war geſchwinder, als er, und flog immer ſchnell davon, noch ehe er ſie erwiſcht hatte.

So ging der lange Winter hin! Emil war ſehr fleißig geweſen; er konnte ſchon die ſchönſten Märchen und Geſchichtchen ganz allein leſen, und er las ſie Lieschen öfters vor. Lieschen hörte auch recht aufmerkſam zu, wenn er ihr etwas vorlas, guckte mit in das Buch und lief über die Zeilen hin, die er eben las, gleich als wollte ſie mit leſen; wenn er ſie aber fragte: „Nun, Lieschen! hat Dir denn das Märchen gefallen?“ ſo konnte ſie nichts weiter ſagen, als: „ſumm, ſumm!“

Der Winter war nun vergangen, die Luft wurde wieder warm, die Bäume wurden grün und die Sonne ſtieg höher am Himmel und ſchien wieder zu den Fenſtern herein in die Stube. Lieschen ſetzte ſich öfters in den warmen Sonnenſchein und breitete ihre Flügel aus, ſo daß ſie in ſchönen Farben glänzten und ſchillerten. Dann wollte ſie zum Fenſter hinausfliegen, da dieſe aber geſchloſſen waren, ſo ſtieß ſie ſich mit ihrem kleinen Köpfchen an die Scheiben, daß es laut tönte: puff, puff! und das mußte ihr doch ſo weh thun!

„Du willſt wol einmal hinaus ins Freie und möchteſt friſche Luft ſchöpfen?“ ſagte Emil zu ihr. „Ich will Dich hinauslaſſen, komm aber ja bald wieder, Lieschen, damit Du des Nachts, wenn es kalt wird, nicht frierſt!“

Und Lieschen flog freudig ſummend hinaus in die warme Frühlingsluft.

Lange, lange ſtand Emil am offnen Fenſter und rief: „Lieschen! Lieschen!“ — Aber Lieschen kam nicht zurück. Gewiß hatte ſie ihre Brüder und Schweſtern gefunden, die ſie ſo lange nicht geſehen hatte, und die ſie nicht wieder fortziehen ließen; gewiß erzählte ſie ihnen von dem guten Emil, und wiederholte ihnen in ihrer Sprache alle die ſchönen Märchen und Geſchichtchen, die er ihr vorgeleſen hatte!

Die Mäuſehochzeit.

In der Kammer ſtand allerlei altes Gerülle, Tiſche, Stühle, ein wackeliger Großvaterſtuhl, Schränke, Teller, Gläſer und allerlei alter Plunder. Altes Spielzeug lag zerſtreut auf dem Boden umher, eine Kindertrommel, eine kleine Harfe, und in der Ecke ſtand eine Puppe mit ſchönen Kleidern und blonden Locken und rothen Backen, ſo roth wie ein Paar rothe Aepfelchen, und neben ihr ſtand ein Soldat mit einem großen ſchwarzen Schnurrbarte und einem Säbel an der Seite. Er war ein Dragoner von des Königs Leibregiment, aber er hatte jetzt ſeinen Abſchied, denn ſein Pferd war todtgeſchoſſen worden in der letzten Schlacht; darum ging er jetzt zu Fuße.

Und hinter einem Schranke war ein kleines Loch in der Wand, und durch das Loch ſteckte ein Mäuschen ſein Köpfchen herein und ſah ſich mit ſeinen hellen Augen um. Da alles ſtill war in der Kammer, ſo ſchlich das Mäuschen leiſe, leiſe herein und wollte ſich die ſchönen Sachen in der Nähe beſehen. Aber es hätte ſich beinahe gefürchtet vor dem Soldaten mit dem großen Schnurrbarte und dem Säbel; doch der Soldat

nickte ihm freundlich zu, und die Puppe mit den ſchönen Kleidern verneigte ſich, wie eine große Dame, und ſagte: „Treten Sie doch näher, mein Lieber!“

Da wurde das Mäuschen ganz dreiſt, lief in der Kammer herum und betrachtete alles genau, und als es über die Harfe lief, da klangen die Saiten, und die Gläſer klirrten, als es mit dem Schwänzchen daran ſtieß.

„Schön! ſchön! Das paßt ſich ja alles prächtig!“

So dachte das Mäuschen, machte vor dem Soldaten und der Puppe eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Sehr tapferer Herr Soldat und wertheſte Demoiſelle! erlauben ſie wol, daß mein Bruder, der eben eine ſchöne Prinzeſſin heirathen will, hier ſein Hochzeitfeſt feiern darf? Es iſt alles ſo nett hier!“

Und der Soldat nickte und brummte: „Jawohl! kann geſchehen!“ Und die Puppe knickſte und klatſchte in die Hände, denn ſie dachte: „Da gibt es gewiß einen prächtigen Ball!“ und ſie tanzte gar ſo gern.

Das Mäuschen aber dankte, bat den Soldaten und die Puppe zur Hochzeit und lief voll Freude davon.

Und als es Abend geworden war, da kam das Mäuschen wieder mit vielen andern Mäuschen, eines nach dem andern, zu dem kleinen Loche herein, und zuletzt kam der Mäuſebräutigam und führte an der Hand ſeine Braut, ein weißes Mäuschen, welches eine Prinzeſſin war, denn ihr Vater war der weiße Mäuſekönig und ihre Mutter die Mäuſekönigin, die auch ganz weiß von Farbe war. Der Bräutigam aber war ein General unter den Mäuſen und hatte einen goldnen Helm auf dem Köpfe von einer halben goldnen Nußſchale vom Chriſtbaum, und an ſeiner Seite hing als Degen eine große ſpitzige

Stecknadel mit einem Knopfe von rothem Siegellack, der ſah aus wie ein prächtiger Rubinknopf. Die ſchöne Braut hatte ein Kränzchen aufgeſetzt von Goldpapier, und auf der Bruſt hing ihr ein Goldflitterchen als Halsſchmuck; das ſah aber ſo recht vornehm aus!

Hinter dem Brautpaare ſchritt ganz langſam der alte Mäuſekönig und die Frau Königin. Der König trug eine Goldkrone auf dem Haupte und hielt in der Hand einen Zepter, mit dem er ſein Volk regierte. Auch die Königin hatte ein goldnes Krönchen aufgeſetzt, zum Zeichen, daß ſie die Königin war. Ueber das Königspaar hielt aber ein Mäuſetrabant eine Pfauenfeder als Schirm, damit die Mondſtrahlen den König und die Königin nicht blenden ſollten, denn ſie hatten beide ſchwache Augen.

Und als der Hochzeitzug Paar um Paar an der Puppe und dem Soldaten vorüberzog, bückten ſich alle tief und grüßten ſie, und der alte König neigte ſeinen Zepter zur Erde und ſagte: „Serviteur!“

Der Soldat aber ſchwenkte ſeinen Hut und rief: „Vivat hoch!“

Nachdem nun Alle verſammelt waren, ging die Freude und Luſt an. Ein Paar Mäuschen ſetzten ſich auf die Harfe und liefen auf den Saiten derſelben hin und her, daß ſie tönten; ein Paar andere ſprangen auf der Trommel herum, andere nagten mit ihren ſcharfen Zähnchen an den Weingläſern, daß ſie hell erklangen, und noch andere ſetzten ſich auf die Hinterfüße und pfiffen ach! ſo fein, ſo fein! Und die lieblichen Mäuſejungfrauen ſangen dazu mit ihren zarten Stimmchen:

„Mäuschen, Mäuschen, groß und klein,
Mit den hellen Aeugelein,
Mäuschen, Mäuschen ſchmuck und rein,
Mit den Füßchen zart und fein,
Laßt heut' euer Tagwerk ſeyn,
Kommt herbei zum Hochzeitreih'n,
Tanzt und ſpringt im Mondenſchein!
Mäuschen, Mäuschen, ſtellt euch ein!"

Ach! das war eine prächtige Muſik! und wer ſie gehört hätte, der hätte gewiß geglaubt, es ſei ein herrliches Concert in des Konigs Schloſſe.

Der Bräutigam führte nun ſeine kleine Braut in die Mitte der Kammer, und er und alle übrigen Paare ſtellten ſich zum Tanze. Und nun begannen die allerſchönſten Tänze, und einige der Mäuſejünglinge machten Sprünge, daß es zum Verwundern war, und daß die Mäuſejungfrauen darüber erſchraken und ſich die Augen zuhalten mußten, damit ſie die gefährlichen Sprünge nicht ſahen.

Der König aber und die Frau Königin hatten ſich neben einander auf den weichen Großvaterſtuhl niedergeſetzt und ſahen dem Tanze zu, denn ſie waren beide alt und ſchwach, und konnten nicht mehr tanzen. Aber das Tanzen und Springen ging immer fort und Alle drehten ſich im Kreiſe und die Muſik ſpielte dazu die allerprächtigſten Walzer und Dreher und Polkas.

Dem Soldaten in der Ecke, der das alles mit anſah, hüpfte das Herz im Leibe vor Luſt. Er wackelte mit ſeinem großen Schnurrbarte und trampelte und ſtampfte mit den Füßen, daß die Spornen klirrten, die er an den blanken Stiefeln hatte, und die Puppe drehte ihr Köpfchen mit den ſchönen rothen Backen und blonden Locken rechts und links, und hob ihre

Füßchen nach dem Takte, daß ihr Atlaßkleid rauſchte und knitterte.

Der Soldat konnte aber der Luſt nicht länger widerſtehen, er ſtellte ſich vor die Puppe hin und ſagte: „Wollen wir?“ — dann rief er: „Heiſa! heiſa!“ umfaßte die Puppe mit beiden Armen und drehte ſich mit ihr wirbelnd im Tanze herum, mitten unter den Mäuſetänzern. Hurrah! Hurrah! das ging!

Der Mond ſah hell und klar zum Fenſter herein, und auch die goldnen Sterne guckten neugierig durch die Scheiben; ſie wollten ja alle den herrlichen Tanz ſehen!

Als die Tänzer endlich müde waren ſetzten ſie ſich nieder, um auszuruhen. Der Soldat ſtrich ſich ſeinen Schnurrbart und die Puppe wiſchte ſich den Schweiß aus dem Geſichte und ſah nun ſehr bleich aus, da ihre ſchönen rothen Backen in dem Schürzchen, mit dem ſie ſich abgetrocknet hatte, hängen geblieben waren, und ihre ſchönen blonden Locken hingen ſteif herab an ihrem Geſichte, als ob es Flachsfäden wären. Ihre Bruſt hob ſich hoch und ſie konnte kaum Athem holen und liſpelte nur leiſe: „Ei, das war ſchön! das war ſchön!“

Der Soldat fächelte ihr Kühlung zu mit ſeinem großen Hute und flüſterte ihr ins Ohr: „Wollen wir nicht auch ein Liebespaar ſeyn?“

Sie that aber gar nicht, als ob ſie es gehört hätte, denn ſie war ſehr gut erzogen.

Nun begann der Hochzeitſchmaus, zu dem ſich Alle im Kreiſe herum niederſetzten, obenan der Bräutigam und die Braut, und neben ſie der König und die Königin. Die Mäuſebedienten trugen die herrlichſten Speiſen und Leckerbiſſen herbei, Mandeln und Roſinen, Nüſſe und Aepfel und Speck- und

Käſeſtückchen. Gott behüte und bewahre! Das nenne ich einen Schmaus! So einen Hochzeitſchmaus hatte man ſeit Mäuſegedenken nicht geſehen!

Vor dem Könige wurde noch ganz beſonders ein Stümpfchen Talglicht niedergelegt, da er keine Zähne mehr hatte, die harten Speiſen zu zerbeißen. Das war aber eben ein vorzüglicher Leckerbiſſen und ein recht königliches Gericht, das nur für den König aufgetragen wurde; doch durften die Königin und das Brautpaar ein wenig daran lecken. Und der König, der heute bei ſehr guter Laune war, winkte auch ſeine vier Miniſter herbei und ſagte: „Kommt her!“ und ließ ſie ein bißchen an dem Lichtſtümpfchen knappern, was eine große Gnade war von dem guten Könige.

So ging das Eſſen und Schmauſen fort und Alle ließen es ſich wohl ſeyn, bis der Mond erblich und die erſten Sonnenſtrahlen auf die Dächer fielen. Da liefen die Mäuschen alle ſchnell davon, und ſie hatten ſolche Eile, daß ſie nicht einmal Abſchied nahmen von dem Soldaten und der Puppe. Das war aber gar nicht fein von ihnen und ich hätte ſie für höflicher gehalten.

Am nächſten Tage war alles ſtill in der Kammer, und der Soldat mit den ſtaubigen Stiefeln, und die Puppe mit den bleichen Backen ſtanden wieder einſam in der Ecke, und beide ſahen ſehr ſchläfrig und verdrießlich aus. Die Mäuschen kamen aber nicht wieder, denn man hatte das kleine Loch hinter dem Schranke, durch daß ſie hereingekommen waren, mit Kalk zugeſtrichen und verſchloſſen.

Die Elfenkönigin.

Vor langen, langen Jahren gab es ein Völkchen, das man Elfen nannte. Dieſe Elfen waren kleine Geiſter von reizender, menſchlicher Geſtalt, zart und von ſchönem Gliederbau, und ihre Haut war ſo fein und durchſichtig, daß das rothe Blut durch dieſelbe hindurchſchimmerte, wie zarter Schein von rothen Roſen. Sie waren aber nicht größer, als der Finger eines Kindes lang iſt. Sie trugen Kleider von dem feinſten Seidenflor, durch die man ihre ſchönen Glieder hindurch ſah, und lange Schleier von Spinnweben, die wie Silber ſchimmerten und vom Kopfe bis auf die Füße herabhingen. Ihr Gehen war kein eigentliches Schreiten, ſondern ein leichtes Gleiten und Schweben, und ſelbſt die feinſten Grasſpitzchen bogen ſich nicht, wenn ſie leiſe über ſie hinglitten und ſie mit ihren zarten Füßchen berührten. Am Tage ſchliefen ſie in Blumenkelchen, und des Nachts kamen ſie hervor, ſpielten und tanzten und trieben allerlei Kurzweil.

Dieſes Völkchen wurde von einer Königin regiert, die nicht größer, aber viel ſchöner und zärter war, als die übrigen Elfen.

Ihr Kleid war noch feiner und durchſichtiger, und ihr weißer mit kleinen goldnen Röschen geſtickter Schleier glich einem warmen Hauche, den man in der kalten Luft erblickt. Auf der Stirn trug ſie ein goldnes Krönchen, und in der Hand hielt ſie ein goldnes Stäbchen, das zugleich Zepter und Zauberſtab war; denn die Elfenkönigin war eine mächtige Zauberin.

Ihr Palaſt hieß Vidblain, und war ganz aus dem ſchönſten, durchſichtigen Kriſtall erbaut, mit Thüren von rothen Rubinen und Fenſtern von grünen Smaragden. Er ſtand in den weitausgebreiteten Aeſten eines alten prächtign Kaſtanienbaumes, tief, tief im Walde, wohin niemals ein Menſch kam. Und wäre auch einmal ein Menſch dahingekommen, ſo würde er ihn doch nicht geſehen haben, da er für menſchliche Augen unſichtbar war.

Die Elfenkönigin hielt einen großen Hofſtaat und eine zahlreiche Dienerſchaft. Ihre Pagen waren ſchöne Schmetterlinge, mit gelben, rothen und blauen Flügeln, ihre Kammerfrauen waren Libellen mit feinen Taillen, welche ſchillernde Florflügel an ihren ſchmalen Rücken trugen, und ſchöne, bunte Fliegen waren ihre Lakaien. Glühwürmchen dienten ihr als Fackelträger, und ihre Köche waren Bienen, die für ſie ſüßen Honig zubereiteten. Am fleißigſten unter ihren Dienern waren aber die Ameiſen. Sie mußten als geſchickte Bergleute, geräumige Keller mit unterirdiſchen Gängen und Gewölben ausgraben, was gewöhnlich während der Nacht geſchah, und an jedem Morgen waren ſie beſchäftigt die kleinen Blattwürmchen zu melken, welches die Milchkühe waren, und ihre Milch, den ſüßen Honigthau, zu ſammeln, die ſie dann in rothe Mehlfäßchen füllten und in die Keller ſchafften. Seidenwürmer und

Spinnen ſaßen aber auf ihren Webſtühlen, und webten Tag und Nacht die feinen Kleider und Schleier für die Königin und die übrigen Elfen.

Die Königin liebte das Vergnügen, vor allem aber Geſang, Muſik und Tanz, und ſo hatte ſie auch an ihrem Hofe ein vollſtändiges Orcheſter. Die Geiger und Spielleute waren Grillen und Heuſchrecken, und die Sänger Hummeln und Singemücken, die die ganze Nacht hindurch ſpielen, zirpen und ſingen mußten, zur Beluſtigung der Königin. Lieblicher aber war es anzuhören, wenn ein Chor von Elfen ſang:

„Wir weben,
Wir ſchweben
In luſtigen Höhen,
Ueber Bergen und Seen,
Wir weben und ſchweben im Mondenſchein
Waldaus, waldein!

Mit Singen
Und Klingen
Und luſtigen Tänzen,
Bei des Feuerwurm's Glänzen,
Verbringen wir ſcherzend die laue Nacht,
Bis Tag erwacht.

Am Morgen
Verborgen
In Blumen und Blüten
Entſchlummern wir Müden,
Und träumen ſüßſeligen Wonnetraum,
Im duft'gen Raum.

So weben,
So leben
Wir morgen wie heute
In Wonne und Freude.
Wir Elfen, wir kennen nicht Leid und Schmerz,
Nur Luſt und Scherz!“

Nichts war jedoch prächtiger, als die Bälle, welche die Königin gab, zu denen viele Elfen von nah und fern einge-

laden wurden. Der Ballſaal war eine ſchöne Wieſe vor dem Palaſte, deren Gras ſo fein und grün war, wie der allerfeinſte grüne Sammet. Der Tanzplatz war ringsum eingefaßt mit Aurikeln und Primeln und Glockenblümchen, deren blaue Glöckchen, wenn der Wind ſie bewegte, lieblich wie Silberglöckchen erklangen. Hinter dieſen kleinen Blumen ſtanden größere, Roſen, Lilien, Nelken und Jasmin. Dieſe mußten ſchöne Wohlgerüche ausathmen die ganze Nacht hindurch. War kein Mondſchein, ſo ſetzte ſich in jede Blume und in jedes Glöckchen ein Glühwürmchen, den Platz zu erleuchten, und auch in jeder Blüte des alten Kaſtanienbaumes glänzte ein ſolches lebendiges Flämmchen.

Am Morgen nach einem ſolchen nächtlichen Balle ſah man auf dem Tanzplatze helle Ringe im Graſe. Das waren die Stellen, wo die Elfen ihre Ringeltänze getanzt hatten und über die feinen Grashälmchen geſchwebt waren, die ſie durch ihr Schweben abgeſchliffen hatten. Das war nun ein herrliches Leben am Hofe der Elfenkönigin!

In einer Nacht jedoch war eine große Unruhe in dem Palaſte Vidblain, und vieles Hin- und Herlaufen, Fliegen und Schwirren. Die Königin wollte eine Reiſe machen zu einer ihrer Muhmen; deshalb war ſo vieles Treiben im Palaſte, und Alle hatten alle Hände voll zu thun. Nachdem nun alles vorbereitet war, fuhr der Staatswagen vor und die Königin ſetzte ſich hinein. Der Staatswagen aber war eine prächtige aufgeblühte rothe Roſe, vor die acht ſchwarze Roßkäfer geſpannt waren. Auf dem Kutſcherſitze ſaß der Kutſcher, ein Goldkäfer, in ſeiner ſchönen, goldnen Livree, und hintenauf ſtand als Page ein Schmetterling, der ſeine prächtigen bunten

Flügel als Schirm über die Königin hielt, damit die Mondstrahlen ihre zarte Haut nicht verbrennen ſollten, denn es war gerade Vollmond. Vor dem Wagen ritten als Vorreiter ſechs Goldkäfer auf Maikäfern, und der Zug ſah prächtig aus.

Die Königin aber ſagte von ihrem Wagen herab zu ihrer verſammelten Dienerſchaft: „Lebt Alle wohl! Haltet Euch aber recht ſtill und ruhig, während meiner Abweſenheit, und macht keinen Lärm, damit ihr die Menſchen nicht herbeilockt, die dann unſre Blumen zertreten und uns am Ende nöthigen würden, dieſen Ort zu verlaſſen, der mir doch ſo lieb iſt. Folgt ja meinem Gebote!“

So ſprach die Königin und nickte Allen zum Abſchiede zu, und Alle neigten ſich tief zur Erde. Jetzt breiteten die Käfer ihre Flügel aus und erhoben ſich mit dem Wagen, ſumm! ſumm! ſumm' und flogen durch die Luft, wohin ſie der Kutſcher lenkte.

Nun war es ſo ſtill in und außer dem Palaſte! Die Köche hatten nichts zu kochen, die Kuhmelker keine Milch zu ſammeln und die Diener nichts zu thun. Alle hatten lange Weile, und ſchlenderten müßig umher, und ſo ging es mehrere Tage und Nächte lang. Da ſagte ein großer brauner Schröter, der der Königin als Kellermeiſter diente, und der wol ein bißchen zu viel getrunken haben mochte, denn er wankte auf ſeinen Füßen her und hin: „Nun hört einmal, Ihr Alle! Seit die Königin fort iſt, iſt es doch recht einſam und traurig hier. Und ſie hat eine weite Reiſe zu machen, und kömmt ſobald nicht zurück. Da kommen wir ja aber um vor langer Weile. Wollen wir uns denn nicht heute eine luſtige Nacht machen? Niemand

erfährt es ja! Kommt, laßt uns etwas beginnen, die lange Weile zu verſcheuchen, laßt uns ſingen, laßt uns tanzen!“

Und Alle, die ihn hörten, riefen und ſummten: „Der hat recht! ja, ja, das wollen wir!“

Sogleich wurde Anſtalt zu einem Feſte gemacht. Die Spielleute wurden herbeigeholt, und da es gerade Neumond war, wo der Mond nicht ſchien, ſo ſetzte ſich in jede Blume und in jede Blüte des Kaſtanienbaums ein Glühwürmchen, ſo daß der Baum prächtig ausſah, wie ein großer brennender Weihnachtsbaum, oder wie ein rieſenhafter Kronleuchter. Es war ſo hell, wie am Tage bei Sonnenſchein. Der Ball nahm nun ſeinen Anfang; ein Schmetterling umfaßte eine Libelle und ſchwebte mit ihr im Kreiſe herum, ein Käfer eine Biene, eine Fliege eine Ameiſe. Alles tummelte ſich herum, ſang und jauchzte. Am luſtigſten und ausgelaſſenſten war aber ein Küchenjunge, ein kleiner ſchwarzer Käfer, den man nur den luſtigen Schmied nannte, weil er immer luſtige Ränke ſchmiedete und allerlei Poſſen trieb. Der legte ſich auf den Rücken, und ſchnellte ſich hoch in die Luft, und wenn er wieder herunterkam, fiel er bald dieſem, bald jenem auf den Kopf, oder einem Schmetterlinge auf die Flügel, daß der bunte Farbenſtaub aufſtob, worüber dann Alle laut lachten. Es war ein ſolches Zirpen und Singen, Summen und Lärmen, daß man ſein eignes Wort nicht verſtehen konnte.

Als nun die Luſt aufs Höchſte geſtiegen war, und Alle im beſten Tanzen waren, flog plötzlich ein Käfer herbei und rief voller Angſt: „Rettet Euch! rettet Euch! die Königin kömmt!“

Und ſo war es auch! Die Königin hatte ihre Muhme, die ſie beſuchen wollte, nicht zu Hauſe getroffen, und war deshalb

gleich umgekehrt. Als ſie in die Nähe ihres Palaſtes kam, ſah ſie den Kaſtanienbaum hell erleuchtet, und hörte den lauten Lärm der Tänzer und Tänzerinnen. Ihr Kutſcher mußte auf ihren Befehl ſeine Roßkäfer zur Eile antreiben, und der Wagen hielt bald vor dem Palaſte.

Da war aber alles ſtill und wie ausgeſtorben; die Tänzer hatten ſich, aus Furcht vor dem Zorne der Königin, in die Blüten und unter die Blätter verſteckt, und nur die Glühwürmchen hatten nicht Zeit gehabt alle ihre Lämpchen auszulöſchen.

Die Königin aber, die zugleich auch eine mächtige Zauberin war, ſah recht wol, wo ſich ihr ungehorſames Hofgeſinde verborgen hatte. Erzürnt darüber, daß man ihren Befehl ſo ſchlecht befolgt hatte, ſchwang ſie ihren Zauberzepter und rief im Zorne: „So bleibt nun auch Alle, die ihr mein Gebot übertreten habt, für ewige Zeiten an den Orten ſitzen, wo Ihr Euch verſteckt habt! bleibt ohne Bewegung, und werdet ein Theil der Pflanzen und Sträucher, die Euch jetzt zum Schlupfwinkel dienen!“

Und ſo geſchah es!

Schon ſeit vielen, vielen Jahren hat die Elfenkönigin mit ihrem Volke die Gegend, wo ſie ſo lange wohnte, vielleicht auch die Erde, für immer verlaſſen; aber ihr mächtiger Zauber dauert noch fort bis auf den heutigen Tag, und ihre ungehorſamen Diener ſind noch immer an die Pflanzen gebannt, und hängen an ihnen als Blumen und Blüten, obgleich man gleich ſieht, wenn man ſie genau betrachtet, daß es eigentlich keine Blüten, ſondern Schmetterlinge, Käfer, Bienen und Fliegen ſind. Das Leben und die Rückerinnerung an ihre

frühere Freiheit iſt aber nicht ganz in ihnen ertödtet, und ſie ſchlummern und träumen nur. Und wenn ſie auf Augenblicke aus dieſem Schlummer erwachen, dann reißen ſie ſich los von der Erde und von ihren Wurzeln, und kriechen und klettern wurzellos an den Bäumen in die Höhe und ſtreben hinaus in die freie Luft, und ſie würden davonfliegen, wenn unſichtbare Zauberketten ſie nicht zurückhielten.

Die gelehrten Botaniker nennen aber dieſe verzauberten Pflanzen Orchideen.

Der Räuber.

Vor meinem Fenſter hängt da ein Blumenbrett und auf demſelben ſtehen immer ſchöne Blumen, ſo wie ſie die Jahrszeit gerade gibt, im Frühling Hyacinthen, Narciſſen, Veilchen und Maiblümchen, im Sommer Roſen, Flieder und Nelken, im Herbſte Aſtern und Levkojen. Im Winter aber ſteht das Brett leer, weil die Blumen in die Erde gekrochen ſind und ſchlafen. Es war aber jetzt gerade Frühling, und die Blumen waren wieder aufgewacht, und zogen nach und nach ihre bunten Kleider wieder an, und guckten aus der Erde hervor, um ſich umzuſehen und zu erfahren, ob der Schnee geſchmolzen ſei.

Eines Morgens ganz früh, als ich noch im Bette lag, wurde ich durch fröhliges Zwitſchern und Singen aus dem Schlafe geweckt. Es hatten ſich ein Paar Schwalben auf das Blumenbrett geſetzt, welche ſo fröhlich zwitſcherten und ſangen. Sie waren eben erſt von einer weiten Reiſe aus einem fernen ſchönen Lande, wo es gar keinen Winter gibt, zurückgekehrt, und ſie ſangen mit ihren feinen Stimmchen:

„Als ich wegzog,
Als ich wegzog,
Waren Kisten und Kästen voll,
Als ich wiederkam,
Als ich wiederkam,
War alles leer!“

Es mußte aber auch den armen Schwalben, die aus einem ſo ſchönen Lande kamen, alles noch recht leer vorkommen; es war noch kalt, die Bäume waren noch nicht grün, die Fliegen und Mücken hatten ſich noch verſteckt und zuweilen tanzten noch Schneeflöckchen in der Luft. In wenigen Tagen wurde es aber wärmer, das Gras und die Bäume färbten ſich grün und die Baumblüten blüthen auf, wie kleine Röschen.

Die beiden Schwalben kamen nun alle Morgen, und ſetzten ſich auf mein Fenſterbrett und ſangen mir ein Morgenliedchen. Und dann unterhielten ſie ſich und ſprachen mit einander von dem und jenem. Denn auch die Thiere haben ihre Sprache, aber es verſtehen ſie nur wenige Menſchen, und nur die wiſſen, was ſie ſprechen, welche die Thiere recht lieb haben, und recht aufmerkſam auf das hören, was ſie mit einander verhandeln. Ich verſtand aber ſchon vieles von dem, was ſie zuſammen zwitſcherten.

An einem Morgen ſagte das Schalbenweibchen zu ihrem Männchen: „Mein lieber Mann, es iſt nun ſchön warm, und Fliegen und Mücken gibt es in Menge. Wir müſſen daran denken, uns ein Neſtchen zu bauen, damit ich Eierchen legen kann, die Du mir dann ausbrüten hilfſt, damit wir unſere Kinderchen groß ziehen, ehe es wieder kalt wird.“

„Du haſt Recht, meine liebe Frau,“ zwitſcherte das Männchen; „aber wohin ſollen wir das Neſtchen bauen, damit es ſicher iſt?

Da ſagte das Weibchen: „Das habe ich mir ſchon überlegt, hier unter dieſes Blumenbrett; dahin kömmt kein Regen, und auch keine Katze kann da heraufklettern, uns das Neſtchen zu zerſtören und unſre Kinderchen aufzufreſſen. Der Herr in der Stube iſt ein guter Mann; er ſieht uns immer ſo freundlich an, wenn wir hier ſitzen und ausruhen; er wird es uns gewiß erlauben und uns nicht fortjagen.“

Und dabei ſahen mich die beiden Schwalben recht bittend an und zwitſcherten: „Bitt, bitt! bitt, bitt!“

Ich nickte ihnen zu, und ſogleich flogen ſie davon und kamen bald zurück, jede mit einem Klümpchen Lehm im Schnabel, und fingen gleich an, ihr Häuschen zu bauen, und ſie mauerten ſo feſt und ſchön, wie der beſte Maurer. Das Mauern ging aber nur langſam, da ſie weit nach dem Lehme fliegen mußten und jedes Mal nur ein kleines Klümpchen tragen konnten. Nach einigen Wochen waren ſie endlich mit ihrem Bau fertig, und hatten oben ein Fenſterchen offen gelaſſen, durch das ſie hineinſchlüpfen und dann herausſehen konnten, um zu wiſſen, was draußen vorging. Sie hätten wol auch Fenſterſcheiben eingeſetzt, wenn ſie welche gehabt hätten; aber die hatten ſie nicht, und ſo mußte das Fenſterchen immer offen ſtehen. Nun fingen ſie an, das Neſtchen auszupolſtern, und brachten dazu feines Moos und Wolle und kleine Federchen herbeigetragen, womit ſie es im Innern belegten und austapezierten, damit ihre Jungen recht weich und warm darin liegen ſollten. Ich hätte gleich ſelbſt in das Häuschen ziehen mögen, ſo nett und ſauber war alles!

Die fleißigen, guten Schwalben waren eben fertig mit ihrem künſtlichen Baue, und hatten nur da und dort einiges

nachzubeſſern, als eines Morgens ein Sperling ſich mit großem Geſchrei auf das Blumenbrett ſetzte. Er ſchrie immer: „Dieb! Dieb!“ denn ſo nannte er ſich, und dachte, das ſei ein recht ſchöner Name und Ehrentitel für ihn. Er beſah ſich das Neſtchen von allen Seiten, und es gefiel ihm. Da ſagte er zu den beiden Schwalben, die ganz erſchrocken waren: „Euer Häuschen gefällt mir, und Ihr könnt nur gleich ausziehen, da ich es bewohnen will! Ich bin ein vornehmer Mann, und es ſchickt ſich nicht für mich, mir ſelbſt ein Haus zu bauen; Ihr ſeit aber gemeine Leute, und wißt mit ſolcher ſchmutziger Arbeit beſſer umzugehen. Ihr könnt Euch ein neues Haus bauen, was ich Euch nicht verwehren will!“

Die armen Schwalben machten ihm zwar Vorſtellungen dagegen, und ſagten ihm, wie unrecht es ſei, ihnen ihr Häuschen zu rauben, und unſer Herrgott werde ihn gewiß dafür ſtrafen. Das half aber alles nichts, er fiel über die Schwalben her, und hackte und biß ſie mit ſeinem dicken Schnabel, daß ſie bluteten. So mußten ſie endlich weichen und den böſen Sperling ihr ſchönes neues Häuschen überlaſſen.

Als die armen Schwalben nun traurig weggeflogen waren, ſchlüpfte der böſe Sperling ſogleich in das Häuschen, ſtellte ſich an das Fenſter und legte ſich mit der halben Bruſt heraus, damit die Leute ſehen ſollten, was er für ein ſchönes Haus hätte, und wie ihm daſſelbe ſtände. Er rief dabei immer fort: „Dieb! Dieb!“ zum Fenſter hinaus, um Alle aufmerkſam auf ſich zu machen.

Nach einigen Tagen holte er auch ſeine Frau herbei, die mit ihm in dem Hauſe wohnen ſollte. Die Sperlingsfrau war aber ein ſehr zänkiſches Weib, der das ſchöne Häuschen

nicht gefiel, wenigſtens that ſie ſo. Es war ihr zu enge, das Fenſter zu klein und die Stube zu warm. Sie zankte und biß ſich deshalb mit ihrem Manne, und ſagte ihm, ſie werde nicht in dem Hauſe bleiben, wenn das nicht geändert würde. So mußte der Sperling, um Ruhe zu haben, ausfliegen und Stroh herbeitragen, das ſtatt des weichen Mooſes in das Neſtchen geſchafft wurde, und das runde, nette Fenſterchen wurde ausgebrochen und vergrößert. Bald erkannte man das ſchöne reinliche Häuschen gar nicht mehr. Es war voller Schmutz, und zu dem Fenſter hingen lange Strohhalme heraus. Fi! das ſah aber recht häßlich aus!

Die guten Schwalben kamen nun nicht mehr auf mein Blumenbrett, und ſangen mir kein Morgenliedchen mehr. Dagegen ſchrie der Sperling ſein häßliches „Dieb! Dieb!“ zu meinem Fenſter herein, oder er zankte und biß ſich mit ſeiner böſen Frau auf dem Blumenbrette. Wenn ich die Tauben, die mich jeden Morgen beſuchten, auf dem Brette fütterte, ſo waren die beiden Sperlinge ſo dreiſt, daß ſie nach den Tauben, die doch viel größer waren als ſie, biſſen und hackten, und ihnen die Körnchen und Krümchen wegnahmen, die ich für ſie hingeſtreut hatte. Alles, was ſie brauchen konnten, ſtahlen ſie in der Nachbarſchaft zuſammen, und es war nichts vor ihnen ſicher.

Am liebſten flogen ſie aber zu meinem Nachbar. In ſeinem Garten ſtand ein großer prächtiger Kirſchbaum, an welchem die ſchönen rothen Kirſchen zu reifen anfingen. Da ſaßen ſie faſt den ganzen Tag, und ſo wie eine Kirſche roth wurde, zerhackten und fraßen ſie ſie, und was ſie nicht freſſen konnten, warfen

ſie unter den Baum. Wenn dann der Nachbar kam, für ſeine Kinder ein Paar Kirſchen zu pflücken, war keine mehr zu finden. Der Nachbar verſuchte nun, die Sperlinge durch Lärm und Geſchrei zu verſcheuchen, aber das nützte ihm zu nichts; ſie flogen zwar davon, ſobald es aber wieder ruhig geworden war, ſaßen ſie auch wieder auf dem Baume. Jetzt ſpannte der Nachbar ein großes Netz über die ganze Krone des Baumes, und hoffte, daß nun ſeine Kirſchen vor den Dieben ſicher ſeyn würden. Das Netz konnte aber nicht ſo feſt angelegt werden, daß nicht hie und da noch eine kleine Oeffnung geblieben wäre. Durch dieſe ſchlüpften die Sperlinge hindurch, fraßen nach wie vor die reifen Kirſchen, und ließen ſie ſich unter dem Netze recht wohl ſchmecken. Der betrogene Nachbar wußte gar nicht mehr, was er thun ſollte, die unverſchämten Diebe loszuwerden.

Eines Morgens ſaßen die beiden Sperlinge wieder auf dem Baume und ſtahlen nach Herzensluſt. Da knallte es piff' paff' und die beiden Diebe fielen getroffen vom Baume herunter auf die Erde, ſchlugen noch ein paarmal mit den Flügeln und lagen dann todt da. Der kluge Nachbar hatte ſich ganz früh des Morgens mit einer Flinte in die Laube verſteckt, und von da ungeſehen auf die Diebe geſchoſſen, welche dadurch ihren Lohn erhielten.

Als der Schuß fiel, flogen die beiden Schwalben gerade über den Garten hin, und ſahen, daß ihre Feinde getroffen waren und todt auf der Erde lagen. Sie kamen deshalb gleich zu ihrem Neſtchen geflogen. Aber, Gott behüte! wie ſah das ſchmutzig und liederlich aus! Sie ließen ſich aber die Mühe

nicht verdrießen und fingen ſogleich an, es wieder herzuſtellen und auszubauen, ſo wie es früher geweſen war. Nachdem dies geſchehen, legte das Schwalbenweibchen fünf ſchöne kleine Eierchen, und brütete ſie mit ihrem Männchen aus, und als nun die Jungen eines nach dem andern auskrochen, da hatten die beiden Aeltern eine große Freude. Sie ſetzten ſich auf das Blumenbrett, und erzählten mir, daß ſie fünf Kinderchen hätten. Ich konnte aber zwiſchen den Latten des Blumenbrettes hindurch gerade in das Neſtchen ſehen, und ſah da die fünf kleinen Schwälbchen, die noch keine Federn hatten und ganz nackt und blind waren auf ihrem weichen Bettchen liegen. Sie ſchienen alle recht großen Hunger zu haben, denn ſie ſperrten ihre gelben Schnäbelchen weit auf, und die guten Aeltern flogen aus und ein, und brachten ihnen kleine Motten und Mückchen und Würmchen, ſo daß die Jungen bald Federn bekamen und groß wuchſen. Und als der Herbſt kam, wo die Schwalben ihre weite Reiſe antreten wollten, waren die Jungen ſchon ſo groß wie die Alten, und ihre Aeltern hatten ſie wohl erzogen und zu allem Guten angehalten.

An einem Morgen hatten ſich die ſieben Schwalben, die zwei Alten und die fünf Jungen, alle neben einander auf mein Blumenbrett geſetzt, und warteten, bis ich aufgeſtanden war. Und als ich an das Fenſter trat, ſangen ſie alle zuſammen ein ſchönes Abſchiedslied:

„Müſſen ſcheiden,
Müſſen ſcheiden,
Da der eiſige Winter kömmt:
Müſſen fort von hier,
Müſſen fort von hier,
Weit über's Meer:“

Dann erhoben ſie ſich in die Luft, und fort flogen ſie in die weite Welt. Jeden Frühling kehren ſie aber zurück, ſetzen ſich, ſobald ſie angekommen ſind, auf mein Blumenbrett und ſingen mir ein Frühlingsliedchen. Und die beiden Aeltern beziehen dann wieder ihr altes Häuschen.

Knipp und Hupp.

Es war einmal ein Krebs und ein Froſch, die waren ſehr gute Freunde; der Krebs hieß Knipp und der Froſch Hupp. Sie waren Nachbarn, denn ſie wohnten beide an einem Bache; Knipp, der Krebs, hatte ſich eine tiefe Höhle gebaut unter der Wurzel einer alten Eller, die ganz nahe an dem Bache ſtand, und Hupp, der Froſch, wohnte gleich daneben auf einem großen, breiten Seeroſenblatte, das auf dem Bache ſchwamm. Knipp hatte aber, wie er glaubte, ſeine unterirdiſche Wohnung ſehr ſchön eingerichtet; die innern Wände der Höhle waren glatt polirt, und vorn war eine runde Oeffnung, durch die er aus- und einging, wie durch eine Thür; Hupp dagegen hatte für ſeine Wohnung gar nichts gethan, und wenn der Bach einmal anſchwoll und das Seeroſenblatt mit ſich fortriß, ſo war das dem Hupp ganz einerlei, er nahm ſich dann ein anderes zu ſeiner Wohnung. Hupp war aber auch ein luſtiger, leichtſinniger Geſell, der ſelten nach Hauſe kam, den ganzen Tag lang herumſchwärmte und nichts that, als ſchreien und lärmen. Das that er ſogar auch die Nacht

hindurch; die ganze Nachbarſchaft konnte kein Auge zuthun. Knipp war aber ein ernſthafter und geſetzter Mann und dabei ein großer Gelehrter; er war immer zu Hauſe und ſaß Tag und Nacht über den Büchern und ſtudirte. Sehr ſelten ſtellte er ſich einmal unter ſeine Thür und guckte hinaus, um zu ſehen, wie es draußen in der Welt ausſähe. Deshalb war er auch noch ein Junggeſelle und hatte niemals heirathen wollen, weil er dazu keine Zeit hätte, wie er ſagte; Hupp dagegen hatte ſchon vier Weiber gehabt, die aber alle nach einander geſtorben waren; und ſo war er jetzt wieder Witwer.

Obgleich nun die Beiden ſo verſchieden von Charakter waren, ſo waren ſie doch, wie geſagt, gute Freunde, und Hupp beſuchte ſeinen Freund Knipp oft in ſeiner Höhle auf ein Gericht Regenwürmer, oder Schnecken, die aßen ſie beide ſehr gern.

Einsmals ſaßen ſie nun bei einem ſolchen Gerichte fetter Regenwürmer bei einander, und Hupp ſagte zu ſeinem Freunde: „Aber ſage mir nur, warum Du ſo ein Duckmäuſer und Stubenhocker biſt? Ihr Tintenkleckſer bekommt ja von der Welt gar nichts zu ſehen, und Du wirſt immer mürriſcher und leuteſcheuer! Komm einmal heraus aus Deinem Loche und laſſe uns ein Stückchen hineinwandern in die Welt; dann kannſt Du auch eine prächtige Reiſebeſchreibung ſchreiben und drucken laſſen, und die wird gewiß recht ſchön zu leſen ſeyn! Du mußt mir ſie aber vorleſen, da ich nicht leſen kann.“

Darauf erwiederte Meiſter Knipp, denn ſo nannte man ihn, wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit: „Für einen Unſtudirten ſprichſt Du vernünftig genug, mein lieber Freund Hupp! Aber laß Dir ſagen, daß wir Gelehrte gar nicht nöthig haben, erſt eine Reiſe zu machen, wenn wir eine beſchreiben wollen.

Wir beſitzen die allervortrefflichſten Reiſebeſchreibungen, die gelehrte Männer in ihrem Studirzimmer gemacht und beſchrieben haben. Ich erwähne Dir nur die merkwürdige Reiſe, welche mein gelehrter Freund, der Capitain Gulliver geſchrieben hat, und an deren Wahrhaftigkeit gewiß Niemand zweifeln wird. So haben wir auch eine ſehr anmuthige Reiſebeſchreibung, welche die allerwunderbarſten und unmöglichſten Dinge erzählt, die man für unglaublich halten würde, wenn ſie nicht ein Baron, der Herr Baron von Münchhauſen auf ſeine Ehre verſicherte. Sieh, ſo könnte auch ich eine ſehr wahrhaftige Reiſebeſchreibung in meinem Studirzimmer ſchreiben und in den Druck geben, ohne daß ich erſt nöthig hätte, einen Fuß aus meiner Wohnung zu ſetzen! Ich will Dir aber nur ſagen, mein Freund, daß ich ſchon im Stillen den Entſchluß gefaßt habe, eine Reiſe zu machen, da ich entſchloſſen bin, meinem Freunde, dem gelehrten Magiſter Moll einen Beſuch abzuſtatten, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen, indem ich ihn bis jetzt nur aus ſeinen Briefen und gelehrten Werken kenne!“

Kao!! kaok! gäck, gäck, gäck!“ ſchrie Hupp vor Freude, und machte einen ſo großen Luftſprung, daß er mit ſeinem Kopfe an der Decke der niedrigen Höhle anſtieß; „nun ſo laß uns reiſen!“

„Was das Zuſammenreiſen betrifft,“ fuhr der bedächtige Meiſter Knipp fort, „das wird ſich nicht thun laſſen! Du biſt ein Springinsfeld und hüpfſt und läufſt faſt geſchwinder, wie ein Pferd; ich aber bin ein beſonnener Mann und gehe nur langſam; und außerdem leide ich auch am Podagra und kann deshalb nur kleine Schritte machen.“

„Gäck, gäck, gäck!“ ſagte Hupp, „ich werde mich ſchon nach Dir richten, und dein Podagra haſt Du davon, daß Du Tag und Nacht in dem feuchten Loche hier ſitzeſt. Wenn Du herauskömmſt in die friſche, freie Luft, wird das ſchon verſchwinden. Abgemacht!“

So wurde denn beſchloſſen, die Reiſe gemeinſchaftlich zu machen. Hupp ſtand am nächſten Morgen, ſchon ehe die Sonne aufgegangen war, an der Thür ſeines Freundes, um ihn zu wecken; dieſer war aber ſchon reiſefertig. Meiſter Knipp hielt nicht viel auf ſchöne Kleider, weil er ein Gelehrter war, und hatte ſeinen gewöhnlichen grauen Oberrock angezogen. Ueber den Kopf hatte er eine graue Mütze geſtülpt, damit er ſich nicht erkälte und den Schnupfen bekäme, und über die Schulter hing ihm eine blecherne Büchſe für ſeltene Blumen und Kräuter; auch waren darin Papier, Tinte und Federn: ſo konnte er gleich auf der Stelle ſeine Reiſebemerkungen niederſchreiben. Unter dem Arme trug er einen großen Regenſchirm, mehr gegen die heißen Sonnenſtrahlen, als gegen den Regen. Hupp dagegen war ein Modemann und liebte ſchöne Kleider ſehr. Er hatte ein knappes Jäckchen an von feinem hellgrünen Tuche, eine weiße Weſte und gelblederne Beinkleider. In der Hand hielt er einen langen Springſtock, um mit demſelben gelegentlich einen recht weiten Sprung machen zu können. Das war ſein ganzes Reiſezeug!

Mit Aufgang der Sonne ſchritten die beiden Freunde aus der Thür der Höhle, die Meiſter Knipp ſorgfältig verſchloß, damit man ihm während ſeiner Abweſenheit ſeine koſtbaren Bücher und Handſchriften nicht ſtehlen möchte. Langſam ging es nun vorwärts; Hupp ſprang immer ein Stück Weges vor-

aus, und hüpfte dann wieder zurück, ſo daß er den Weg drei bis vier Mal machte, wie die Hunde thun, wenn ſie mit ihrem Herrn auf das Feld ſpaziren gehen; Knipp dagegen kroch, wenn er zehn Schritte gethan hatte, immer wieder fünf Schritte rückwärts.

„Sag mir nur, Freund Knipp," fragte ihn Hupp, „warum Du immer wieder rückwärts gehſt, wenn wir ein Stück vorwärts gekommen ſind? Auf dieſe Art kommen wir nicht weiter!"

Darauf antwortete Meiſter Knipp ſehr bedächtig: „Mein lieber Freund Hupp, jedes Ding hat zwei Seiten, und ein verſtändiger Mann muß das Ding von beiden Seiten betrachten, wenn er darüber urtheilen will! Sieh, darum beſehe ich mir jede Sache von vorn und von hinten!"

Sie waren endlich auf eine große, grüne Wieſe gekommen. Die Frühlingsſonne ſchien ſo mild und das vom Thau benetzte Gras war ſo angenehm kühl, daß ſelbſt der ernſthafte Knipp ganz luſtig wurde und ein Liedchen aus ſeinen Studentenjahren anſtimmte. Er ſang mit lauter Stimme:

„Gaudeamus igitur
Juvenes dum sumus!"

Seine Stimme klang aber freilich ein bißchen rauh und heißer; er hatte ſie ja ſo lange nicht geübt!

Hupp aber jodelte laut und ſang mit ſeiner gellenden Stimme Schelmenliederchen, eins nach dem andern.

Da kam über die Wieſe ein junges Mädchen geſprungen, mit einer Puppe auf dem Arme, der es ein Schlummerliedchen vorſang. Als es den Krebs ſah, blieb es ſtehen und betrachtete

ihn genau; dann rief es aus: „Ei, Du prächtiger, großer Krebs! Dich will ich mit nach Hauſe nehmen! Du kannſt der Schneider meiner Puppe ſeyn, und ſollſt mir mit Deinen großen Scheren die Hemdchen und Kleider zuſchneiden, die ich für ſie nähen will!“

Wie zitterte und bebte da der arme Knipp, als er hörte, daß er, der doch ſo gelehrt war, ein Schneider werden ſollte! Jetzt bückte ſich das Mädchen, um ihn vorſichtig aufzuheben, damit er ſie nicht mit ſeinen Scheren in die Finger kneipen möchte, als es ihn aber eben faſſen wollte, machte Hupp, der die Gefahr ſah, in welcher ſein Freund ſchwebte, einen großen Sprung und ſprang dem Mädchen gerade ins Geſicht. Als das Mädchen den kalten Froſch, den es gar nicht bemerkt hatte, im Geſichte fühlte, ſtieß es einen lauten Schrei aus und lief mit ſeiner Puppe davon. Nach und nach erholte ſich Meiſter Knipp von dem Schrecke und dankte ſeinem Freunde, daß er ihn aus einer ſo großen Gefahr errettet hatte; Hupp aber machte einen hohen Luftſprung und lachte über die Aengſtlichkeit des Meiſter Knipp.

Bald ſollte aber die Reihe zu zittern an ihn ſelbſt kommen! Ueber die Wieſe her kam jetzt ein Storch geſchritten auf ſeinen hohen, dürren, rothen Beinen. Als Hupp ſeinen ärgſten Feind erblickte, duckte er ſich zitternd nieder in das hohe Gras, und hoffte, der Storch ſolle ihn nicht gewahr werden. Der hatte ihn aber doch geſehen, bückte ſich und packte ihn mit ſeinem langen Schnabel bei einem Beine, um ihn zu verzehren. So wie dies jedoch der aufmerkſame Meiſter Knipp bemerkte, knipp er den Storch mit ſeinen ſcharfen Scheren ſo ſtark in ſein dürres Bein, daß dieſer den armen Hupp vor

Schmerz fahren ließ und davonflog. Nach kurzer Zeit hatte aber der leichtſinnige Hupp alles vergeſſen, und hüpfte und ſprang wieder umher, als ob nichts vorgefallen wäre.

Am Ende der Wieſe ſetzten ſich die beiden Reiſegefährten unter einem Dornſtrauche nieder, um auszuruhen. Meiſter Knipp zog ſein Schreibzeug aus der Blechbüchſe und ſchrieb die großen Reiſeabenteuer nieder, die ſie ſchon beſtanden hatten; Hupp ließ ſich indeſſen einige fette Raupen, die er ſich ſuchte, wohlſchmecken, und jagte dann aus langer Weile eine Fliege, welche um den Dornſtrauch herumſchwärmte.

Endlich ging die Reiſe wieder weiter. Es war Mittag geworden, und die Sonne brannte den beiden Reiſekameraden recht heiß auf den Rücken; ſelbſt der Regenſchirm wollte nicht dagegen helfen; und ſo freuten ſie ſich, als ſie in der Nähe einen großen Wald erblickten, nach deſſen kühlen Schatten ſie ſich ſehnten. Sie ſchritten rüſtig vorwärts, und kamen, obwohl nach vieler Beſchwerde, an den Saum des Waldes.

Da erhob ſich ein lautes Geſchrei. „Heda! heda! Ihr guten Leute!“ rief es, „helft mir doch, ehe mir der Vogelfänger den Hals umdreht! Helft mir doch heraus aus dem Netze!“

Es war eine Elſter, die ſo ſchrie und bat; ſie hatte ſich in einem Netze gefangen.

Der gutmüthige Knipp kroch hinzu und fing an die Maſchen des Netzes mit ſeinen Scheren zu zerſchneiden, und auch Hupp that ſein Möglichſtes, die arme Elſter aus dem Netze zu wickeln; und das gelang auch. Wer war aber glücklicher, als die Elſter, als ſie ſich wieder frei und frank ſah! Sie konnte nicht genug Worte finden, ihren Befreiern zu

danken. „Ja, Ihr lieben Freunde!“ ſagte ſie, „Ihr müßt mit mir in meine Wohnung kommen, meine Frau und meine Kinder müſſen Euch kennen lernen, denn auch ſie müſſen Euch ihren Dank dafür ſagen, daß Ihr ihnen den Gatten und Vater errettet habt! Seht, da oben iſt meine Wohnung!“

Dabei zeigte ſie auf eine etwas entfernte himmelhohe Fichte, auf deren Gipfel ein großes Neſt zu ſehen war.

„Ja, wie ſollen wir denn da hinaufkommen,“ ſagte der bedächtige Knipp, „da wir keine Flügel haben?“

„Das will ich Euch gleich zeigen!“ antwortete die Elſter, faßte in jede Kralle einen der beiden Reiſegefährten, erhob ſich, flog mit ihnen auf die Fichte und ſetzte ſie fein ſäuberlich in dem Neſte nieder.

Die Elſterfrau glaubte, daß ihr Mann ihr Nahrung brächte für ihre Kinder, und wollte eben über den armen Hupp herfallen, um ihn zu zerreißen und ihn ihren Kindern vorzuſetzen, als ihr Mann zu ihr ſagte: „Madame! Sehen Sie hier meine Lebensretter und meine beſten Freunde! Ihnen allein haben Sie es zu verdanken, daß Sie noch einen Gatten haben, und unſre Kinder einen Vater, denn es ging mir nahe an's Leben!“

Da wurde die Frau Elſter ſehr höflich und machte noch mehr Worte, als ihr Mann. Sie bat ihre lieben Gäſte tauſendmal um Verzeihung, daß ihre Stube noch nicht aufgeräumt ſei, und daß ihre Kinder noch nicht gewaſchen und angezogen wären. Die kleinen Elſterchen waren ganz nackt und hatten noch keine Federn. Dann holte ſie aus Dankbarkeit einen friſchen Mäuſebraten herbei, den ſie in dem Neſte ver-

ſteckt hatte zum Mittagseſſen für ihre Kinder, und ſetzte ihn ihren Gäſten vor. Dieſe labten ſich auch recht an dem fetten Braten, denn ſie waren beide ſehr hungerig.

Wie wunderte ſich aber Meiſter Knipp, als er von der großen Höhe hinabſah, daß die Welt ſo gar weitläufig war! So groß hatte er ſie ſich nicht gedacht! Er legte ſich mit dem Kopfe über den Rand des Neſtes hinaus, um ſich beſſer umſehen zu können, und fragte dann: „Iſt denn das Alles noch Welt, was man hier ſieht?“

„Ja wohl!“ antwortete der Elſtermann,“ und ſie geht noch ein gutes Stück weiter!“

„Ei!“ ſagte Meiſter Knipp, und drückte die Augen zu, da es ihm ganz ſchwindelig wurde.

Es gefiel aber den beiden Reiſenden in dem hohen Elſterſchloſſe ſo wohl, daß ſie bis gegen Abend blieben, wo ſie dann zärtlichen Abſchied nahmen und ihren freundlichen Wirth baten, ſie wieder auf die Erde hinabzutragen. Das that er auch und ſetzte ſie leiſe unter der Fichte nieder. Nachdem er ihnen den Weg gezeigt hatte, den ſie nach der Wohnung des Magiſter Moll zu nehmen hatten, umarmten ſie ſich noch einmal und ſchieden, indem ſie ſich eine ewige Freundſchaft verſicherten.

Die beiden Wanderer ſetzten nun ihre Reiſe durch den Wald fort, und unterhielten ſich über die Gaſtfreundſchaft, die ihnen die liebenswürdige Elſterfamilie erwieſen hatte, und Meiſter Knipp bewunderte die Redſeligkeit der Frau Elſter, die in einer Minute mehr geſprochen hatte, als er ſelbſt während eines ganzen Tages.

Es wurde aber unter den dichten Bäumen immer dunkler, und die beiden Reiſenden ſahen ſich nach einem bequemen

Nachtlager um. Sie fanden es unter einer großen Eiche, die ihre Aeste weit ausbreitete. Der Boden war mit herrlichem weichen Moose bewachsen, so weich, wie das weichste Federbett. Auf dieses legten sie sich zur Ruhe nieder, und beide schliefen bald ein, da sie von der langen Tagereise sehr ermüdet waren.

Der muntere Hupp wachte aber bald nach Mitternacht wieder auf. Es hatte ihn ein lieblicher Gesang geweckt, den er schon lange im Traume gehört hatte; es klang gar so schön, und der Mond schien so hell dazu! Hupp sprang auf und ging dem Gesange nach, und fand, daß er aus einem Haselnußstrauche kam, und er wagte kaum zu athmen, so herrlich klang der Gesang. Als er jedoch eine Weile verstummte, trat er näher und suchte die liebliche Sängerin zu erblicken. Da saß auf einem Blatte der Haselstaude eine allerliebste Laubfroschjungfrau, und sie war es, welche ihre Sehnsucht der stillen Nacht in süßen Liedern vertraute. O wie sah sie niedlich aus in ihrem hellgrünen Atlaskleide! Der gute Hupp war auf der Stelle in Liebe für die schöne Jungfrau entbrannt!

„Ach! wie singen Sie so herrlich, meine Liebe!" sagte Hupp zu ihr, und die Jungfrau antwortete: „O ich bitte!"

Und so gab ein Wort das andere, und Hupp fuhr fort: „Der Mond scheint so klar, und die Gegend ist so romantisch! Lassen Sie uns doch einen kleinen Spazirgang machen im Mondenschein!"

„Mit Vergnügen!" antwortete sie, „aber nicht weit! meine lieben Aeltern wohnen hier ganz in der Nähe, und Papa ist ein strenger Mann!"

Und so gingen sie mit einander Arm in Arm auf und ab, und dem zärtlichen Hupp wurde das schöne Mädchen von

Minute zu Minute lieber da es ſo munter und luſtig war, wie er ſelbſt. Er warf ſich vor ihr auf die Kniee nieder, legte ſeine Hand auf's Herz und geſtand der verſchämten Jungfrau ſeine Liebe, und frug ſie, ob ſie nicht Luſt hätte, ſeine Frau zu werden.

„Ach ja! recht gern!" lispelte ſie, „aber der Vater muß es vorher wiſſen!"

„Natürlich!" ſagte der glückliche Hupp, und er ſprang ſogleich von den Knieen auf, küßte der Jungfrau die Hand und drückte ſie an ſein Herz. Er verſprach, ſobald ſeine Reiſe beendigt ſein würde, wieder zu kommen, und bei ihrem Vater förmlich um ſie zu freien, und das war ſie zufrieden.

Während Hupp dieſes Liebesabenteuer beſtand, ſchnarchte Meiſter Knipp noch immer auf dem weichen Mooſe, obgleich die aufgehende Sonne ſchon die höchſten Baumgipfel vergoldete. Er träumte gerade von ſeiner Reiſebeſchreibung, als ihn jemand bei der Naſe zupfte.

„Hülfe! Hülfe! Mörder!" ſchrie er! denn er dachte, es wäre ein Wolf, oder ſonſt ein wildes Gethier, das ihn freſſen wollte. Als er aber die Augen aufſchlug, da ſtand vor ihm ein niedliches Eidechſenmädchen. Es hatte ein glänzendes ſchwarzſeidenes Kleid an mit goldgelben Muſtern, und es war ſo ſchön, daß Knipp ganz bezaubert von ihm war.

Er ſprang raſch auf, nahm ſeine graue Nachtmütze ab, machte eine tiefe Verbeugung und ſtotterte: „Ei! gehorſamſter Diener und einen ſchönen guten Morgen! holdſeligſte Jungfer oder Mamſell, und ich bitte tauſendmal, aber meine Nachtmütze . . .!"

Laut lachte das Eidechſenmädchen und ſagte: „Du biſt ja ein ganz allerliebſter Mann! Du ſprichſt ſo ſchön! biſt gewiß ein Schulmeiſter, oder wohl gar ein Schneider, da Du ein Paar ſo große Scheren haſt?“

Es war ſo geiſtreich und witzig, was das ſchöne Mädchen ſagte, daß Meiſter Knipp ganz entzückt darüber war, und den Schneider überhörte er. Neue, unbekannte Gefühle erwachten in ſeiner Bruſt, ſein Herz fing an zu klopfen und ſein kaltes Blut wurde ſo heiß, daß es ihm ordentlich in ſeinem Leibe brannte. Er konnte dem Drange nicht widerſtehen, die ſchöne Jungfrau zu fragen, ob ſie wol Luſt hätte, ihn durch ihre Hand glücklich zu machen und Freud und Leid mit ihm zu theilen. Er mochte aber ſeine Worte ſehr ungeſchickt vorgebracht haben, was von einem ſo großen Gelehrten nicht zu verwundern war, denn die ſchöne Salamandra, ſo hieß nämlich die Jungfrau, ſchlug ein lautes Gelächter auf und ſagte: „I Du altes Huzelmännchen, wie kannſt Du nur glauben, daß ein junges, luſtiges Mädchen Dich heirathen wird? Dich mit Deinem alten, ſchrumpflichen Geſichte? Sieh nur, wie Du häßlich und ſchmutzig biſt! Geh und ſchaffe Dir erſt glatte rothe Backen an und einen neuen Rock, gelb oder roth, wie es jetzt Mode iſt und ſich für einen Freiersmann ziemt, dann komme wieder, und wenn Du mir dann beſſer gefällſt, ſo wollen wir ſehen!“

Damit huſchte ſie lautlachend davon!

„Oh!“ ſagte Knipp, und ſah ihr ſehnſüchtig nach.

In dieſem Augenblicke kam Hupp von ſeinem glücklichen Liebesabenteuer zurück und war ganz verwundert, den Meiſter Knipp, der immerfort laute Seufzer ausſtieß und ächzte und

ſtöhnte, ſo verändert zu finden. Dieſer erzählte ihm, was ihm indeß begegnet war, und Hupp freute ſich, daß dem alten Junggeſellen endlich ein Heirathsgedanke beigekommen war. Hupp hatte aber jetzt Eile und trieb zur Weiterreiſe; Meiſter Knipp jedoch war ſo hinfällig und von ſeiner Liebe ſo angegriffen, daß er ſich gar nicht auf den Füßen erhalten und noch viel weniger weitergehen konnte. So mußte ihn der gutmüthige Hupp auf den Rücken nehmen und tragen, und ſo ſetzten ſie ihre Reiſe langſam fort nach der Wohnung des Magiſter Moll.

Der Magiſter Moll war aber ein gelehrter Maulwurf, und ſeine Wohnung lag an einem ſonnigen Abhange und man erkannte ſie gleich an einem kleinen Hügel, in welchem ſie ſich befand. Die beiden Freunde klopften an, und der Magiſter machte ihnen ſogleich die Thüre ſelbſt auf. Wie freuten ſich die beiden Gelehrten ſich kennen zu lernen! Magiſter Moll war aber ein ganz anderer Mann, als Meiſter Knipp! Er hatte einen ſaubern ſchwarzen Sammetrock an und ſah ſehr ehrwürdig aus. Und wie war ſeine Wohnung nett! da war ein großer runder gewölbter Saal und viele Zimmer und Gänge, und alles mit Moos belegt und austapezirt, und die Sonne ſchien zur geöffneten Thür herein.

Die beiden Gelehrten vertieften ſich bald in ſehr gelehrte Geſpräche; das war aber für den luſtigen Hupp, der nichts von Gelehrſamkeit verſtand, recht langweilig; er lief hinaus und ſprang in der Gegend herum. Als er nach einigen Stunden zurückkam, da ſaßen die beiden Gelehrten einander gegenüber und ſchnarchten; ſie waren über der zu großen Gelehrſamkeit eingeſchlafen. Er weckte ſie auf und trieb nun den Meiſter

Knipp zur Abreiſe, denn ihm lag jetzt daran, die Reiſe bald zu beendigen; man weiß ſchon warum.

Nachdem die beiden Gelehrten von einander Abſchied genommen und ſich das Verſprechen gegeben hatten, ſich recht oft zu ſchreiben, traten die beiden Reiſekameraden ihre Rückreiſe an und kamen am folgenden Tage ohne weitere Abenteuer in ihrer Heimath an.

Meiſter Knipp konnte aber die ſchöne Salamandra gar nicht aus den Gedanken bringen, er aß und trank nicht mehr und wurde ganz mager. Um ſich zu zerſtreuen machte er die zärtlichſten Liebesgedichte auf ſie, und fing an ſeine Reiſebeſchreibung niederzuſchreiben. Damit war er bald zu Stande und die Reiſebeſchreibung wurde prächtig und ohne alle Druckfehler gedruckt und in der ganzen Welt herumgeſchickt. Niemand wollte ſie aber leſen, obgleich ſie ſo gelehrt geſchrieben war, und der Buchhändler bekam das Buch von allen Käufern zurückgeſchickt. Von dieſer Zeit an nennen die Buchhändler ſolche Bücher, die ihnen zurückgeſchickt werden, Krebſe; und ſo heißen ſie noch heute.

Darüber hätte ſich Meiſter Knipp gewiß zu Tode geärgert, wenn ihn nicht der Gedanke an die geliebte Salamandra und an die einſtige Verbindung mit ihr getröſtet hätte. Er dachte jetzt darauf, wie er ſich verſchönern und verjüngen könne, um ſeiner Geliebten zu gefallen, und er wuſch und badete ſich täglich, und ſah wirklich viel jünger aus. Sein Kleid blieb aber immer grau, wie es bisher geweſen war. Er hatte zwar einen neuen Rock angezogen, der viel weicher und feiner war, als der alte; aber er ſah wieder grau aus und woher er ein rothes oder gelbes Kleid bekommen ſollte, was die ſchöne

Dr. Strix
Erfinder der Zeropathie

Salamandra zur Bedingung ihrer Liebe gemacht hatte, das wußte er nicht. Er fragte ſeinen Freund Hupp um Rath, aber der wußte auch keinen, doch ſchlug er vor, ſein Freund möge ſich an den Doctor Strix wenden, welcher gewiß ein Mittel wiſſen werde.

Dieſer Doctor Strix war ein Käuzchen und wohnte in einer Höhlung der Eller, unter deren Wurzel Meiſter Knipp ſeine Wohnung hatte. Er war ein Arzt, der ſich nach der Mode zu richten wußte, und hatte deshalb immer einen großen Zulauf von Kranken aller Art. Bald kurirte er auf dieſe, bald auf jene Weiſe, wie man es eben verlangte, bald mit Pülverchen ſo klein, daß ſie zum Frühſtück für eine Mücke nicht hingereicht haben würden, bald mit großen Flaſchen Arzneitränken, zu viel für ein Pferd zum Mittagstranke. Jetzt kurirte er alle Krankheiten mit heißem Waſſer; er hatte dieſe neue Kurmethode ſelbſt erfunden und nannte ſie Zeſtopathie. Das klang aber ſo gelehrt, daß alle Kranken gleich Zutrauen zu dem Doctor hatten. Dieſen weit und breit berühmten Arzt frug Meiſter Knipp um Rath, und es wurden ihm heiße Waſſerbäder verordnet.

Knipp fing ſeine Kur mit warmen Bädern an, was ihm freilich nicht ſehr behagte, da er ein großer Freund des kalten Waſſers war; er bemerkte jedoch, daß ſeine Haut immer ſchöner und röther wurde. Als er ſich ſo nach und nach an das warme Waſſer gewöhnt hatte, ſetzte er ſich zuletzt in ein heißes Bad, und jetzt wurde er von Augenblick zu Augenblick noch ſchöner und röther. Er verbiß den Schmerz, den ihm das kochende Waſſer machte, doch er konnte es kaum eine Minute lang aushalten. Mit vieler Mühe kroch er aus

dem Bade, denn er war ganz ſchwach geworden; aber, o Wunder! ſein graues Kleid glänzte jetzt in der ſchönſten rothen Farbe, und auch ſeine Backen waren röthlich, wie gemalt. Er ſah wirklich ſehr ſchön und jugendlich aus, und wenn ihn die ſpröde Salamandra ſo geſehen hätte, gewiß hätte ſie ihm ihre Liebe geſchenkt und ihn zum Manne genommen.

Dieſes Glück ſollte er aber nicht genießen, denn nach wenigen Minuten machte ein Schlagfluß ſeinen Leiden ein Ende. Er verſchied, wie ein Held, und die letzten Worte, welche er ſprach, waren: „O Salamandra!“

Ob die ſchöne Salamandra, als ſie ſeinen Tod erfuhr, ſeinetwegen ein Thränchen vergoſſen hat, weiß ich nicht; ſo viel aber iſt gewiß, daß der treue Hupp mit ſeinem jungen Weibe ſeinen Freund lange betrauerte und von dieſer Zeit an gar nicht mehr ſo luſtig war, wie früher.

Mamſell Trudchen und der Huſar.

In dem Gartenſaale zu ebner Erde ſtehen zwei Glasſchränke, der eine rechts, der andere ihm gegenüber links. Der Glasſchrank rechts gehört dem kleinen Wilhelm und der links ſeiner noch kleinern Schweſter Sidonie. In dieſen Schränken bewahren die Kinder ihre Spielſachen auf und es iſt alles darin gar ordentlich und reinlich, weil die Mutter auf Ordnung hält und es nicht duldet, daß die Kinder ihre Spielſachen in der Stube in Unordnung herumliegen laſſen.

Das unterſte Fach in Wilhelms Schranke war zu einem Pferdeſtalle eingerichtet. Da war eine Heuraufe und eine Krippe und Nägel, an denen das Geſchirr hing. In den Pferdeſtänden ſtanden zwei prächtige Gäule, zwei Rappen, mit dicken ſchwarzen Mähnen und langen Schweifen; auch hing da eine tüchtige Peitſche, mit der man ordentlich knallen konnte. Wilhelm ſagte: „Das ſind ein Paar wilde Beſtien, meine Rappen, da thut eine gute Peitſche noth, wenn ſie nicht pariren wollen!“

Neben dem Stalle war ein Schuppen, worin eine ſchöne Kutſche ſtand, mit rothem Tuche ausgeſchlagen.

Im zweiten Fache darüber war ein ganzes Regiment Bleiſoldaten aufmarſchirt. Sie waren aber jetzt in der Caſerne und hatten nichts zu thun, weil es Sommer war, da ſie bloß während des Winters exerciren und ihre Schlachten kämpfen mußten. Im Sommer ſprang Wilhelm lieber im Garten herum, und da hatte er nicht Zeit, ſich mit den Soldaten abzugeben; deshalb waren ſie jetzt ſo müßig. Aber im Winter mußten ſie tüchtig daran.

Oben auf dem Schranke ſtand ſtramm und ſteif ein Huſar, aber ein ordentlicher, keiner von Blei. Er hatte einen ordentlichen Huſarenpelz an und auf dem Kopfe eine Huſarenmütze, und an ſeiner Seite hing ein Säbel und eine Säbeltaſche mit einem geſtickten Wappen. Er hatte auch einen großen ſchwarzen Schnurrbart, der ihm auf jeder Seite bis unter das Kinn herabhing, ſo daß er recht wild ausſah. Aber ein Pferd hatte er nicht. Er hatte zwar einen ſchönen Braunen, als ihn Wilhelm am Weihnachtsabend beſchert bekam; aber der Huſar war ein gar wilder und verwegener Menſch; er peitſchte und ſpornte den Braunen und galoppirte mit ihm über Stock und Stein, ſo daß das Pferd zuletzt ſtürzte und alle vier Beine auf ein Mal brach, und das war nicht mehr zu kuriren oder zu leimen. Wilhelm war darüber ſehr böſe und ſagte: „Nun ſollſt Du mir auch zu Fuße gehen, Du wilder Burſche!“

So hatte der Huſar nun kein Pferd mehr und ſtand zu Fuße ſtramm und ſteif oben auf dem Glasſchranke. Er mußte aber im Stalle helfen, die Pferde putzen und anſchirren, und wenn Wilhelm keine Zeit hatte, mußte er die Pferde aus-

reiten oder ausfahren, damit ſie Bewegung haben ſollten. Neben dem Huſaren ſtand ein Spitzhund, welcher ordentlich bellte, wenn man auf das Brettchen drückte, auf dem er ſtand. Wilhelm nannte ihn nur ſeinen Stallſpitz, denn er gehörte eigentlich in den Stall zu den Pferden.

In Sidoniens Schranke ſah es aber ganz anders aus. Da war das unterſte Fach ein ſchönes Zimmer und daneben eine Schlafkammer. Das Zimmer war mit bunten Bilderchen an den Wänden beklebt, und es ſtanden darin kleine Stühlchen und ein Sofa, vor welchem ein Teppich lag und ein Theetiſch ſtand. Das Zimmer war aber die Wohnſtube der Mamſell Trudchen, der Lieblingspuppe Sidoniens, und ſie ſaß eben in ihrem blauen Kleide auf dem Sofa. Ei was hatte die für prächtige ſchwarze Glasaugen! Sie glänzten und funkelten wie ein paar Diamanten und man konnte es gar nicht aushalten, wenn ſie einem ſo ſtarr anſah.

In der Schlafkammer daneben ſtand ein niedliches Bettchen mit einer grünſeidnen Steppdecke, in welchem Mamſell Trudchen ſchlief; und außerdem waren in der Kammer noch ein Paar Kommoden und Schränke, in denen Trudchens Kleider und Wäſche in ſchöner Ordnung lagen und hingen.

In dem zweiten Fache war eine Küche mit einem Herde und Ofen und einem Küchentiſche, auf welchem Töpfchen, Schüſſeln, Kännchen und Taſſen ſtanden. Wenn Fräulein Sidonie ſich bei Mamſell Trudchen zum Kaffee zu Gaſte bat, da waren dieſe Sachen ſehr nöthig. An dem Herde lehnte Gretchen, das Küchenmädchen. Sie war aber nicht ſo ſchön, wie Mamſell Trudchen, und hatte auch keine ſo ſchönen Kleider. Dafür war ſie aber auch nur das Küchenmädchen,

und Trudchen war ihre Herrſchaft. Sie mußte Trudchen bedienen und kochen, wenn Beſuch kam.

Oben auf dem Schranke ſtand ein ſchwarzer Eſſenkehrer mit einer Leiter auf der Schulter und einem Beſen in der Hand. Er ſah recht mürriſch und traurig aus, und man ſah es ihm an, daß er ein ſtilles Herzeleid hatte. An ſeiner Seite ſtand ein Göckelhahn, der ordentliche Federn und auf dem Kopfe einen Kamm von rothem Tuche und an den Füßen lange ſcharfe Spornen hatte, wie die großen lebendigen Hähne. Zog man an einem Drähtchen, das ihm zwiſchen den Beinen hing, ſo krähte er und ſchlug mit den Flügeln.

Wenn Mamſell Trudchen an das Fenſter in ihrer Stube trat, ſo ſtellte ſich gleich auch der Huſar ſo, daß er ſie ſehen konnte, und ſah immer hinüber, ohne ein Auge von ihr zu verwenden. Der Huſar hatte nämlich Mamſell Trudchen ſehr lieb, und Mamſell Trudchen hatte den Huſaren ebenfalls lieb. Er war aber auch ein gar hübſcher Burſche und nahm ſich in ſeinem Huſarenpelze prächtig aus. Schielte Mamſell Trudchen einmal verſtohlen nach ihm hinüber, ſo nickte er ihr zu, und da ſah ſie gleich wieder weg.

Wilhelm hatte das wol bemerkt und hatte den Huſaren ſchon mehrere Mal zur Strafe mit dem Geſichte nach der Wand und mit dem Rücken nach der Stube geſtellt; und ſo mußte dann der arme Huſar einen ganzen Tag lang ſtehen und durfte ſich nicht umdrehen. Das war eine harte Strafe! Wilhelm ſagte aber, daß Mamſell Trudchen die Schuld habe, weil ſie immer nach ſeinem Huſaren herübergucke.

Einsmals hatte er ſie wieder ertappt, und da lief er gleich hinüber zu Trudchens Schranke und ſagte: „Höre Trude'

wenn Du wieder einmal herüberſchielſt nach meinem Huſaren und ihn an ſeiner Arbeit hinderſt, ſo haue ich Dir den Kopf ab mit meinem Säbel auf einen Hieb! Und über den Huſaren wird dann Kriegsgericht gehalten und ich laſſe ihn erſchießen von ſechs Grenadieren vor der Fronte, und Du ſollſt dabeiſtehen und zuſehen, wenn er mit verbundenen Augen niederknieen muß und ich kommandire: „Schlagt an! Feuer!" — und der Huſar dann todt hinfällt auf die Erde und ſich nicht mehr rührt!"

Mamſell Trudchen erſchrak ſehr, als ſie dieß hörte, und die hellen Thränen liefen ihr über die rothen Bäckchen herunter. Aber Fräulein Sidonie nahm ſie auf den Arm und ſagte: „Fürchte Dich nicht, mein liebes Trudchen! Mein Bruder iſt ein wilder Junge, und die Soldaten und die Pferde, mit denen er immer umgeht, machen ihn nur noch wilder. Er meint es aber nicht ſo böſe und er haut Dir den Kopf ganz gewiß nicht ab, das verſichere ich Dir; er thut es nicht, weil er weiß, daß das unrecht wäre, und er thut es nun vollends gar nicht, weil er weiß, daß es mich betrüben würde. Und dann kannſt Du es ja auch gar nicht ſehen, wie der Huſar todtgeſchoſſen wird, wenn Du keinen Kopf mehr haſt!"

Wilhelm war ärgerlich und brummte: „Das verſtehſt Du nicht, Sidonie! das muß ſo ſeyn! Subordination muß ſeyn beim Militair!" — Und dann lief er davon.

Es war ein ſchöner, ſonniger Nachmittag, als Sidonie zu Mamſell Trudchen ſagte: „Mein liebes Trudchen, ich fahre heute aufs Land mit Papa und Mama und dem Bruder. Bleib hübſch zu Hauſe und ſei recht artig, damit Du nicht die Ruthe bekömmſt, wenn ich zurückkomme! Laß Dir von

Gretchen einen guten Kaffee kochen, nimm Dich aber in Acht, daß Du Dich nicht begießeſt, wie Du immer thuſt! Du mußt Dein Kleid noch acht Tage tragen; denn dann haben wir erſt große Wäſche!"

Wilhelm machte es aber ganz kurz mit ſeinen Soldaten; er kommandirte: „Rechtsum! — Gewehr in Arm! — Ruhe!" — Das war alles! Für ſich aber flüſterte er: „Ich will doch ſehen, ob die Kerle pariren! Ich weiß gewiß, keiner muckſt!" — Dann rief er dem Huſaren zu: „Aufgepaßt, Burſche!" — klopfte die beiden Rappen auf ihre Hälſe und ging mit Sidonien hinaus.

Die Sonne ſchien gar zu ſchön in die Stube, das eine Fenſter, das bis auf den Stubenboden reichte, ſtand offen und man hörte die Finken und Grasmückchen im Garten ſingen, und Schmetterlinge und Bienen flogen zu dem offenen Fenſter herein und wieder hinaus, nachdem ſie ſich in der Stube umgeſehen hatten. Dem Huſaren wurde es ganz einſam auf ſeinem Glasſchranke und er ſehnte ſich hinaus. Nicht einmal Kaffee hatte er ja zu trinken, wie Mamſell Trudchen. Er ſprang deshalb herunter von ſeinem Schranke, marſchirte mitten durch die Stube, daß ſeine Spornen klirrten und ſein Säbel auf der Erde ſchleppte, und trat an den Schrank, in welchem Trudchen eben ihren Kaffee trank.

„Sehr verehrteſte Mamſell Trudchen!" ſagte er, indem er ſeine Hand an die Huſarenmütze legte, „das Wetter iſt ſo ſchön, die Sonne ſcheint ſo warm und die Rappen müſſen heraus! Erzeigen Sie Ihrem ergebenſten Diener die Ehre, eine Spazirfahrt mit ihm zu machen!"

„Ach, wie ſo gern, wertheſter Herr Huſar!“ antwortete Mamſell Trudchen, „und ich wäre freilich dabei bei der Spazirfahrt; aber es will ſich nicht thun laſſen! Fräulein Sidonie würde ſehr böſe werden, wenn ſie es erführe, und ich fürchte mich ſo vor der Ruthe!“

Der Huſar aber erwiederte darauf: „O mein zu ſchönſtes Trudchen! Die Thür iſt verſchloſſen und wir kutſchiren nur in der Stube, und niemand erfährt es!“

Er bat ſo lange, bis Trudchen endlich Ja ſagte. Der Huſar war aber auch ein gar zu hübſcher Menſch und er bat ſo gar ſchön, daß Mamſell Trudchen ihm ſeine Bitte unmöglich abſchlagen konnte. Sie zog ihre weißen Glacéhandſchuhe an, ſetzte ihren roſenrothen Atlaßhut mit dem weißen Spitzenſchleier auf und beſah ſich alsdann im Spiegel, wie ſie der Hut kleide.

Der Huſar ſchirrte indeß die beiden Rappen an und ſpannte ſie vor die Kutſche. Darauf rief er den Göckelhahn, der auch ſogleich von dem Schranke heruntergeflogen kam, und ſagte zu ihm: „Höre Du, Göckelhahn, ſetze Dich auf den Stallſpitz und reite mir vor, als Vorreiter, und blaſe das Poſthorn!“

Dann hob er Mamſell Trudchen in die Kutſche, ſetzte ſich neben ſie und nahm die Zügel in die Hand. Nun ging es fort! der Göckelhahn ſpornte den Spitz mit ſeinen langen Spornen, daß dieſer große Sprünge machte, und er ſchmetterte dazu: „Kickeriki! kickeriki!“ das klang prächtig, gerade wie ein Poſthorn, und hinterher kamen die Rappen mit der Kutſche im Galopp.

„Ach!“ ſagte der arme Eſſenkehrer auf dem Schranke, der das alles mit anſehen mußte und doch nicht mitkonnte.

So ging es mehrere Mal in der Stube herum, daß der Staub aufflog. Plötzlich rief der Huſar: „hopp! hopp!“ wozu er den Rappen die Peitſche gab, und hopp! ſetzten ſie mit der Kutſche zum offnen Fenſter hinaus in den Garten. Gott bewahre! das war ein entſetzlicher Sprung! denn es war noch eine Stufe von dem Fenſter bis in den Garten hinunter. Alle waren aber glücklich unten angekommen, nur Mamſell Trudchens Spitzenſchleier war unterwegs an einem Roſenbuſche hängen geblieben und mitten entzwei geriſſen. Mamſell Trudchen war ganz bleich geworden vor Schreck, aber der Huſar lachte und ſagte: „Beruhigen Sie ſich, verehrteſte Demoiſelle, das hat ja alles nichts zu bedeuten!“

Nun wurde durch alle Gänge im Garten galoppirt, der Göckelhahn immer voraus mit ſeinem Poſthorne, und der Huſar unterhielt ſich auf das Angenehmſte und Zärtlichſte mit Mamſell Trudchen. Er fragte ſie zuletzt ſogar, ob ſie nicht ſeine Braut ſeyn wolle? Da ſchlug Mamſell Trudchen verſchämt die Augen nieder und wurde roth bis über die Ohren, wie eine Kirſche. Sie antwortete jedoch kein Wörtchen, ſtieg aber aus dem Wagen pflückte ein Vergißmeinnichtſträuschen und ſteckte es dem Huſaren an die Bruſt, der ſich darüber ſehr freute. Das war ihre Antwort!

„Mein lieber Herr Huſar,“ ſagte Mamſell Trudchen, „nun muß ich aber nach Hauſe! Fräulein Sidonie wird nun bald zurückkommen, und die muß mich in meiner Stube beim Kaffee finden, ſonſt bekomme ich die Ruthe. Der Kaffee wird aber gewiß ganz kalt geworden ſeyn während der Spazirfahrt!“

Der Huſar lenkte um und nun ging es nach dem Hauſe zu, und als ſie dem offnen Fenſter nahe waren, rief er: „hopp! hopp!“ und die Rappen machten einen hohen Sprung. Aber das Fenſter war zu hoch und ſie konnten es nicht erreichen, und ſo fiel alles zuſammen, Pferde und Wagen, in den Garten zurück. Mamſell Trudchen ſchrie gewaltig; ſie war aus der Kutſche geſchleudert worden, aber glücklich auf ein Aurikelſtöckchen gefallen, ſo daß ſie nur einige Brauſchen im Geſichte hatte. Ihr ſchönes blaues Kleid war aber ganz zerriſſen und ihr Atlaßhut hing an dem Roſenbuſche. Der Huſar lag im Wege und rührte ſich nicht. Er hatte ſich den Kopf abgefallen, welcher weit weggeflogen war, und beide Beine zerbrochen. Die beiden Rappen waren glücklich davongekommen, hatten das Geſchirr zerriſſen und liefen frei im Garten umher, über alle Beete weg; aber die Kutſche war umgefallen und alle vier Räder waren zerbrochen. Es ſah erſchrecklich aus!

Mamſell Trudchen wäre gern in ihre Stube gegangen, aber ſie konnte nicht auftreten, da ſie ſich ein Bein verſtaucht hatte, und ſie hätte auch nicht gewußt, wie ſie zu dem hohen Fenſter hinaufkommen ſollte. Da ſtieg der gute, traurige Eſſenkehrer, der Mamſell Trudchen im Stillen ſo lieb hatte, von ſeinem Schranke herunter, ſetzte ſeine Leiter an das Fenſter und half ihr hinein und trug ſie in ihren Glasſchrank. Sie mußte ſich ſogleich zu Bette legen, denn ſie war ſehr erſchrocken und recht krank, und Gretchen mußte ihr Kamillenthee kochen. So hatte die Spazirfahrt ein Ende!

Ich möchte aber wol wiſſen, was Fräulein Sidonie geſagt hat, als ſie nach Hauſe kam und die Beſcherung ſah,

und was Wilhelm that, als er in dem Stalle keine Rappen, die Kutſche zerbrochen und den Huſaren ohne Kopf und mit gebrochnen Beinen fand. Ich glaube, der wird ſo böſe geweſen ſeyn, daß er über den Huſar ein Kriegsgericht gehalten hat, obgleich er keinen Kopf mehr hatte, und daß er ihn zuletzt doch noch hat erſchießen laſſen, obgleich er ſchon todt war.

Das Goldhähnchen.

In einem kleinen Dörfchen wohnte einmal ein Bauersmann, der hatte vier Kinder, drei Söhne und ein Töchterchen. Die Kinder waren aber alle noch klein, und ihre Mutter war vor kurzem geſtorben. Und da ſie keine Mutter mehr hatten, ſo mußte der Vater allein ſie ernähren und erziehen. Das wurde ihm nun ſehr ſchwer, denn er beſaß nur einen kleinen Acker mit Kartoffeln, und einen kleinen Garten an ſeiner Hütte mit Apfel- und Birnbäumen. Davon mußten ſie nun alle leben, und da ging es ſehr knapp zu.

Eines Tages kam der Bauersmann mit einem Korbe auf dem Rücken aus der Stadt zurück. Er hatte den Korb voll Aepfel aus ſeinem Garten in die Stadt getragen, und ſie dort verkauft, und für das gelöſte Geld hatte er Brod eingehandelt für ſeine Kinder, welche alle guten Appetit hatten, und das Brod trug er eben in ſeinem Korbe nach Hauſe.

Unterwegs kam er an einem Bache vorbei, an welchem viele Weidenbäume ſtanden, und er hörte auf einem dieſer Bäume

ein großes Geſchrei. Es war eine Elſter, die ſo lärmte und ſchrie. Sie rief immerfort:

„Mädlerad! Mädlerad!
Biſt ſo recht nach meinem Geſchmack!“

Als der Bauer genau hinſah, bemerkte er, daß die Elſter ein kleines Vögelchen verfolgte, welches ſie fangen und dann aufeſſen wollte. Das Vögelchen war aber ein Goldhähnchen, nicht größer als ein Hirſchkäfer, und es trug auf ſeinem Köpfchen ein goldenes Krönchen von Federn. Das ſah nun gewiß recht prächtig aus! Es zitterte vor der böſen Elſter, und flatterte ängſtlich herum, denn die Elſter war ihm ſchon ganz nahe. Da flog es vor Angſt auf den Korb des Bauers, verkroch ſich unter das Brod, und rief immerfort aus dem Korbe herauf:

„Zu, zu, zu!
Nimm mich mit,
Nimm mich mit!
Bring Dir Glück!“

Der gute Bauersmann verſtand zwar nicht, was das Vögelchen rief, aber er hatte Mitleid mit ihm, und ſchlug mit ſeinem Stocke nach der Elſter, welche über dem Korbe flatterte und das Goldhähnchen herausholen wollte. Da mußte die böſe Elſter davon fliegen, und das that ſie auch mit vielem Aerger und Geſchrei. Der Bauer aber nahm das Goldhähnchen in dem Korbe mit nach Hauſe in ſeine Hütte.

Ei was war das eine Freude, als die Kinder das Goldhähnchen ſahen! „O! das ſchöne Vögelchen! Sieh nur das Krönchen! Es ſieht gerade aus wie der König! Und die hellen kleinen Augen!“

So riefen die Kinder durcheinander. Es war aber auch gar zu ſchön und niedlich mit ſeinem goldenen Federkrönchen, es hüpfte ſo zutraulich und munter herum, und war ſo dreiſt und kirre, als ob es die Kinder ſchon lange gekannt hätte. Dieſe ſetzten es in einen kleinen Vogelbauer, und brachten ihm Fliegen und Würmchen, welche es ihnen aus den Fingern nahm und mit gutem Appetit verzehrte. Den Kindern war es gar nicht recht, als es finſter wurde und ſie zu Bette gehen mußten; ſie wären gern die ganze Nacht bei dem lieben Vögelchen geblieben. Aber das mußte ja auch ſchlafen, und es war gewiß recht müde von der Verfolgung der böſen Elſter.

Am folgenden Morgen, als die Kinder nach dem Goldhähnchen ſahen, da lag in dem Bauer ein kleines rundes Eichen, ſo groß wie eine Erbſe, und auch ſo gelb von Farbe, welches das Vögelchen in der Nacht gelegt hatte. Das war nun ein neuer Jubel für die Kinder! „Ein Eichen! ein Eichen!“ riefen ſie, und das Vögelchen ſang:

„Zick, zick, zick!
Bring Dir Glück!“

Und ſo legte es in jeder Nacht ein Eichen, und der Bauer gab ſie den Kindern zum ſpielen.

Dieſe ſtanden einmal vor der Thür und rollten mit den Eierchen, wie es die Kinder mit den ſteinernen Schuſſern machen, als ein Mann vorüberging, der ſtehen blieb und ihrem Spiele eine Weile zuſah.

„Was macht Ihr denn da, Ihr Jungen?“ fragte der Mann, und Michel, der älteſte von ihnen, antwortete: „Wir ſchuſſern!“

„So!“ ſagte der Mann, nahm ein Paar Eierchen in die Hand und beſah ſie ſich. Der Mann war aber ein Jude aus der Stadt, und er erkannte ſogleich an der Farbe und der Schwere, daß die Eierchen von purem Golde waren, und er wollte ſie eben in ſeine Taſche ſtecken, als der Vater unter die Thür trat.

„Hört, guter Freund,“ ſagte der Jude zu ihm, „laßt mir die Eierchen, ich ſuche gerade welche, und will ſie Euch abkaufen! Ich gebe Euch für jedes zwei gute Groſchen, und wenn Ihr mehrere bekommt, ſo bringt ſie mir nur in die Stadt, ich kaufe ſie Euch alle ab!“

Dem Bauer war das eben recht lieb, denn er wußte nicht, daß ſie von Gold waren; er hatte ja in ſeinem Leben noch kein Gold geſehen. Und ſo bekam er für die zwölf Eierchen, die ſich noch vorfanden, denn die Kinder hatten manches verworfen und verloren, einen blanken Thaler. So vieles Geld hatte er lange nicht in Händen gehabt. Jedes Eichen war aber mehr Thaler werth, als der pfiffige Jude dafür Groſchen gab. Das wußte aber der einfältige Bauersmann nicht. So trug er manches Eichen zu dem Juden in die Stadt, und erhielt für jedes zwei gute Groſchen, obgleich unter dem Gelde manches falſche Zweigroſchenſtück war, welches niemand für den vollen Werth annehmen wollte. Der Bauer aber dachte: „Nun, die Dinger ſind gut genug bezahlt!“ und ſo ſagte er nichts über das falſche Geld.

Viele Monate lang war es ſo gegangen, als eines Abends der Bauersmann ſehr unwohl aus dem Felde nach Hauſe kam, ſo daß er ſich zu Bette legen mußte, und ſchon nach wenigen

Tagen war er todt. Das war ein großes Unglück für die armen Kinder, die alle noch zu klein waren um zu arbeiten und ſich etwas zu verdienen! Als das vorräthige Brod verzehrt war, wußten ſie gar nicht, was ſie nur anfangen ſollten. Der älteſte Knabe, der Michel, nahm deshalb die ſechs Eierchen, welche das Goldhähnchen ſeit dem Tode des Vaters gelegt hatte, und trug ſie nach der Stadt, um ſie, wie der Vater ſonſt gethan hatte, an den Juden zu verkaufen. Er wußte aber nicht, wo der Jude wohnte, und ſo bot er ſeine Eierchen andern Leuten zum Kaufe an, und forderte für das Stück zwei Groſchen. Alle, denen er ſie anbot, lachten ihn aber aus, und nannten ihn einen einfältigen Jungen, daß er für ſolche ſchlechte Schuffern ſo vieles Geld forderte.

Der arme Michel lief in ſeiner Noth durch alle Gaſſen und rief mit lauter Stimme: „Wer kauft gelbe Schuſſerchen! wer kauft gelbe Schuſſerchen!“ aber niemand wollte ſie kaufen. Da ſah er den Juden, den er recht gut kannte, weil er ihn bei ſeinem Vater geſehen hatte, unter der Thür eines ſchönen Verkaufladens ſtehen, und lief hin, ihm die Eierchen zum Kaufe anzubieten. Er erzählte ihm, daß der Vater ſeit einigen Tagen geſtorben ſei, und daß er nun kommen werde, ihm die Eierchen zu bringen. Der betrügeriſche Jude aber, der gern Nutzen aus der Noth des armen Knaben ziehen wollte, ſagte: „Deine ſchlechten Eierchen kann ich nicht mehr brauchen; die ſind jetzt viel wohlfeiler geworden, und Du haſt ja ſelbſt geſehen, daß niemand ſie Dir abkaufen wollte! Willſt Du mir aber das Vögelchen bringen, das die Eierchen legt, ſo gebe ich Dir dafür drei blanke Thaler, an denen Ihr alle, Du und Deine Geſchwiſter, zeitlebens genug habt!“

Auf Michels vieles Bitten kaufte ihm der Jude die sechs Eierchen noch ab, er gab ihm aber statt zwei Groschen nur einen für das Stück. „Ich thue Dir das nur zu Gefallen," sagte er, „denn sie sind auch nicht einen Groschen werth; von nun an kaufe ich aber nicht ein einziges mehr!"

Wie waren die Kinder froh, als Michel drei Brode aus der Stadt nach Hause brachte! Sie hatten lange gehungert, und so aßen sie auch nun desto mehr, um das Versäumte wieder einzubringen. Die Freude dauerte aber nicht lange, denn schon nach einigen Tagen waren die drei Brode rein aufgezehrt. Nun gab es kein anderes Mittel mehr, als das Goldhähnchen in die Stadt zu tragen und an den Juden zu verkaufen, da er keine Eierchen mehr kaufen wollte. Als Michel seinen Geschwistern dieß sagte, brachen sie in Thränen aus und klagten und jammerten, daß sie ihr liebes Goldhähnchen verlieren sollten; sie hatten es ja Alle gar zu lieb! Lieber wollten sie hungern, als das gute Vögelchen weggeben; und sie hungerten auch einen ganzen Tag lang, und gingen hungrig schlafen. Aber der Hunger war am folgenden Morgen noch viel stärker, als er gestern gewesen war, und so mußten sie schon darein willigen, das Goldhähnchen dem Juden zu überlassen, der ja versprochen hatte, ihnen so viel Geld dafür zu geben, daß sie zeitlebens genug daran hätten; und dann brauchten sie ja nicht mehr zu hungern.

Michel nahm nun den Bauer mit dem Vögelchen unter dem Arm und trug es nach der Stadt, und seine Geschwister begleiteten ihn ein großes Stück Weges, weit über das Dorf hinaus, bis an das Weizenfeld. Da nahmen sie Abschied von

ihm, und Alle weinten, als Michel nun allein weiterging. Das Goldhähnchen rief aber immerfort in ſeinem Bauer:

„Zit, zit, zit!
Verkauf' mich nit,
Verkauf' mich nit!
Verkaufſt Dein Glück!"

Michel verſtand jedoch nicht, was das Vögelchen ſang, und er trug es zu dem Juden, der wieder unter der Thür ſeines Ladens ſtand. Der freute ſich recht, als Michel kam, beſah ſich das Vögelchen von hinten und von vorn, zahlte ihm drei Thaler in lauter Kupferpfennigen auf den Tiſch und zog nur wenige Groſchen von der Summe ab, als Agio auf die Pfennige. Das war aber ein ſo großer Haufen, daß Michel ordentlich erſchrak und gar nicht wußte, wie er das viele Geld fortbringen ſollte, da er keinen Beutel hatte, in welchem er es tragen konnte. Aber Michel war ein geſcheiter Junge, der ſich zu helfen wußte. Er entſchloß ſich kurz, nahm ſeine Mütze vom Kopfe und that die vielen Pfennige hinein. Er wollte auch den Vogelbauer mitnehmen für den Fall, daß er wieder ein ſo ſchönes Goldhähnchen bekäme, aber das litt der Jude nicht und ſagte, der Bauer gehöre zu dem Vögelchen und er wäre mit bezahlt. So mußte Michel ohne den Bauer wieder nach Hauſe gehen. Das war aber ein ſaurer Weg! Unter dem linken Arme trug er zwei große Brode, die er bei einem Becker gekauft hatte, und in der rechten Hand hielt er die Mütze mit dem vielen Gelde, ſo daß ihm die Sonne recht heiß auf den Kopf brannte. Spät kam er zu Hauſe an.

Was machten da aber ſeine Geſchwiſter für Augen, als ſie das viele Geld ſahen, welches Michel auf den Tiſch hin-

zählte! Der Tiſch war gar nicht einmal groß genug, um alles Geld aufzunehmen, und Michel zählte deshalb den Reſt auf den Fußboden, und auch der war beinahe nicht groß genug für das viele Geld. „Ich denke, „ſagte er, ich habe einen guten Handel gemacht! Und Ihr Andern verſteht davon nichts; aber ſeid ſtille und macht mich nicht irre in meinen ſchweren Rechnungen!“ — Und nun zählte er das Geld drei- und viermal und machte, wenn er bis zehn gezählt hatte, allemal einen Strich mit Kohle an die weiße Wand. — „Der Jude“ fuhr Michel fort, iſt doch ein ehrlicher Mann, daß er mir für die drei ſilbernen Thaler ſo viele goldene Pfennige gegeben hat!“ denn er hielt das Kupfer für Gold. Michel that nun, da es dunkel geworden war und er nicht mehr zählen konnte, das Geld in die Mütze, ſteckte ſie in den Ofen, vergrub ſie unter die Aſche und ſperrte die Ofenthür zu. „Da ſoll ſie wol kein Dieb finden!“ ſagte er pfiffig, und legte ſich mit ſeinen Geſchwiſtern ruhig zu Bette.

Von nun an betrachtete ſich Michel als den Hausvater, der für die Kinder zu ſorgen hätte, da er ja der Aelteſte war. Er ſetzte die baumwollene Zipfelmütze des verſtorbenen Vaters auch in der Stube auf, und ſaß, wenn ſie ſich zu Tiſche ſetzten, obenan auf dem einzigen Stuhle, auf welchem der Vater geſeſſen hatte, als er noch lebte, die andern ſaßen nur auf der Bank. Von dem großen Brode ſchnitt er allein ab, ſo viel ein jedes bekommen ſollte.

An jedem Morgen, nachdem er ſein Morgengebet hergeſagt hatte, holte er die Mütze aus dem Ofen und zählte das Geld auf, um zu ſehen, ob nichts daran fehle. Es fehlte aber immer mehr daran, denn wenn das Brod alle war, mußte er von dem

Gelde nehmen, um friſches Brod zu kaufen. Er wunderte ſich nur, daß das Brod jetzt ſo theuer geworden war. Sonſt hatte er nur zwei ſilberne Groſchen für ein Brod bezahlt, jetzt mußte er weit mehr goldene Pfennige dafür hinzählen, und wenn er das nicht that, ſo gab ihm der Becker kein Brod; und manche von den Pfennigen nahm er nicht einmal, und ſagte, die wären falſch. So wurde die Mütze immer leerer und das Geld zuletzt ganz alle.

Jetzt war die Noth der armen Kinder viel größer als ſonſt! Sonſt hatten ſie doch noch ihr Goldhähnchen und die Eierchen, die ſie doch wol noch hätten verkaufen können; jetzt hatten ſie aber gar nichts mehr, was ſie hätten zu Gelde machen können, denn die Aepfel und Birnen in ihrem kleinen Garten waren noch nicht reif. Nun wußte Michel, was es heißt, ein Hausvater ſeyn! Er ging zu den Nachbarn, die in dem Dörfchen wohnten, ſie um Brod zu bitten; aber die Nachbarn waren ſelbſt ſo arm, daß ſie nicht genug Brod hatten für ihre eignen Kinder. Sie riethen ihm aber, in die Stadt zu gehen und dort zu betteln, wo er weit eher etwas erhalten würde, als in dem armen Dörfchen.

Das war ein guter Rath, und ſo machten ſich gleich am folgenden Morgen die vier Kinder auf den Weg. Obgleich die Stadt nur ein paar Stündchen entfernt war, ſo ſchien ihnen doch der Weg dahin ſehr lang, da die kleinern Kinder ſich oft niederſetzen mußten, um auszuruhen. Die kleine Schweſter, welche das jüngſte war, mußten die beiden älteſten Knaben ſogar abwechſelnd tragen, da ſie nicht mehr fortkonnte. Endlich kamen ſie doch in der Stadt an, und Michel führte ſeine Geſchwiſter ſogleich zu dem Juden. Der werde ihnen

gewiß am erſten etwas geben, da er ja das Goldhähnchen gekauft hatte; ſo dachte Michel und trat mit ſeinen Brüdern und dem Schweſterchen in den Laden. Als ihn aber der Jude erkannte, erhob er ein großes Geſchrei und ſchalt den armen Michel einen Betrüger und Spitzbuben, weil er ihm ſtatt des rechten Goldhähnchens ein falſches verkauft habe, das gar keine Eierchen lege. Und das war wahr; ſeit ſich das Goldhähnchen bei dem Juden befand, hatte es auch nicht ein einziges Eichen gelegt. Michel verſicherte und ſchwor, daß es das rechte Goldhähnchen ſei und daß ſie ſonſt keines hätten; aber der Jude wollte das nicht glauben, nahm die Elle, mit der er ſeine Waaren maß, zur Hand, ſchlug den armen Michel und warf ihn und ſeine Geſchwiſter zum Laden hinaus auf die Gaſſe.

Die armen Kinder ſchrien und jammerten, ſo daß die Vorübergehenden ſtehen blieben, um zu ſehen, was ihnen widerfahren ſei. Eben ritt auch ein ſchöner vornehmer Herr mit einem goldenen Stern auf der Bruſt durch die Straße, und hinter ihm her ritten zwei Bedienten. Der vornehme Herr war aber der Herzog, welcher ſpaziren ritt. Alle Umſtehenden traten zurück und machten ihm Platz und zogen ihre Hüte ab, und als er nach der Urſache des Auflaufes fragte, ſagten die Zunächſtſtehenden: „Wir kennen ſie ſelbſt nicht; aber Ew. Durchlaucht werden ſie am beſten von dieſen Kindern erfahren!“

Der Herzog ſprach nun den weinenden Michel an, und fragte ihn: „Was haſt Du hier ſo zu ſchreien und zu jammern?“

Michel zog ebenfalls ſeine Mütze, wie er es von den Andern geſehen, und da er nun gehört hatte, wie der vornehme Herr hieß, ſo war er gleich recht bekannt mit ihm und gar nicht ſchüchtern.

„Herr Durchlaucht," antwortete er, „Er iſt wol was Großes und kann mir helfen, wenn Er will! Der böſe Mann da drin ſagt, ich ſei ein Spitzbube, und ich bin doch ein ehrlicher Junge und habe noch niemals geſtohlen. Das will er nicht glauben und hat mich geſchlagen. Sag Er ihm doch, daß ich ein ehrlicher Junge bin!"

Und nun erzählte er die ganze Geſchichte mit dem Goldhähnchen. Da befahl der Herzog einem ſeiner Diener, die Kinder in ſein Schloß zu führen, und auch dem Juden befahl er, mit dem Goldhähnchen in das Schloß zu kommen.

Nachdem der Herzog ſeinen Spazirritt beendigt hatte, fand er die Kinder und den Juden in ſeinem Zimmer. Er ließ ſich von dem verſtändigen Michel die Geſchichte noch einmal erzählen, und wie er zu dem Vogelbauer trat, ſich das Goldhähnchen zu beſehen, ſiehe! da lag ein kleines goldenes Ei in dem Bauer, welches das Goldhähnchen ſo eben gelegt hatte. Der Herzog ſah gleich daraus, daß Michel die Wahrheit geſagt hatte. Er ließ den böſen Juden in das Gefängniß ſetzen, weil er die armen Kinder ſo ſchändlich betrogen hatte, und befahl, dieſe in eine Schule zu bringen, damit ſie leſen, ſchreiben und rechnen lernten, denn ſie waren bis jetzt noch in keine Schule gekommen. Das Goldhähnchen behielt er aber bei ſich in ſeinem Zimmer.

Die Kinder waren ordentlich und fleißig, und als ſie alles gelernt hatten, was ſie in der Schule lernen konnten, ſo

wurden die Knaben zu einem Meiſter in die Lehre gegeben, der zweite zu einem Tiſchler und der dritte zu einem Leinweber. Michel, der älteſte von ihnen, wollte aber ein Kaufmann werden. „Ihr habt ja geſehen,“ ſagte er zu ſeinen Brüdern, „wie ich mich aufs Rechnen und das Geld und auf den Handel verſtehe, als ich das viele Geld, welches ich für das Goldhähnchen bekommen hatte, ſo richtig zählte und rechnete! Das muß aber ein Kaufmann verſtehen, und das kann nicht ein jeder!“ — So kam er zu einem Kaufmann in die Lehre.

Nach einer Reihe von Jahren, als die Kinder erwachſen waren und bei ihren Meiſtern etwas Tüchtiges gelernt hatten, richtete ein jedes ſeine eigene Wirthſchaft und Werkſtatt ein, und Michel eröffnete einen Laden, in welchen er ſchöne Waaren feilbot und verkaufte. Jeder der drei Brüder hatte auch eine Braut gefunden, und die Schweſter, die jetzt ein großes ſchönes Mädchen war, einen Bräutigam.

Der Herzog befahl, daß die Hochzeit der vier Geſchwiſter an einem und demſelben Tage gefeiert werden ſollte. So geſchah es auch, und der Herzog kam ſelbſt auf die Hochzeit und tanzte mit jeder der vier Bräute einen Ehrentanz. Als er weggehen wollte, ließ er jedem der vier Geſchwiſter einen ſchweren Beutel überreichen; die Beutel waren aber voll goldener Eierchen. Seit das Goldhähnchen in dem Zimmer des Herzogs war, hatte es in jeder Nacht ein Eichen gelegt; der Herzog hatte ſie ſammeln laſſen und in gleiche Theile getheilt, ſo daß jedes der Geſchwiſter einen Theil bekam. Das war aber ſo viel, daß alle zeitlebens daran genug hatten.

Als der Herzog in ſein Schloß zurückkam und nach dem Goldhähnchen ſah, das er ſehr lieb hatte, da lag es todt in dem kleinen Bauer. Der Herzog ließ es aber ausſtopfen und als eine große Seltenheit in ſein Kunſtkabinet ſtellen. Und da wird es wol noch heute zu ſehen ſeyn.

Fingerchen.

Es war einmal ein alter Korbflechter, deſſen Frau war geſtorben und hatte ihm eine Tochter hinterlaſſen, die hieß Aennchen und war acht Jahre alt. Die verſtorbene Mutter war eine ſehr gute und brave Frau geweſen, ſie hatte die Wirthſchaft in ſchöner Ordnung gehalten, ihren alten Mann recht gewartet und gepflegt, und ihr liebes Aennchen zu allem Guten und zur Gottesfurcht erzogen. Es hatte niemals ein Zank oder Streit unter ihnen Statt gefunden, denn ſie hatten ſich alle recht von Herzen lieb.

Als die gute Frau geſtorben und begraben war, dachte der alte Korbflechter: „Das geht nicht ſo! Wenn keine Frau im Hauſe iſt, geht es mit der Wirthſchaft ſchief, und das arme Aennchen hat niemand, der ſie erzieht und zum Guten anhält. Du mußt wieder heirathen!“

So dachte der alte Korbmacher und heirathete eine junge Witwe, obgleich er ſchon ein alter Mann war. Die Witwe war aber eine böſe Frau und ſie brachte eine Tochter mit ins

Haus, welche einige Jahre älter war, als Aennchen, und eben ſo böſe, wie ihre Mutter.

Nun war Ruhe und Friede aus dem Hauſe verſchwunden, die Stiefmutter ſchalt und zankte von früh bis in die Nacht und prügelte und ſchlug das arme Aennchen, wo ſie es nur ſah. Daſſelbe that auch die böſe Stiefſchweſter. Und das geſchah immer ohne alle Urſache, denn Aennchen that alles, was ſie ihrer Stiefmutter nur an den Augen abſehen konnte. Das half aber alles nichts. Wenn der Vater ſich des armen Aennchens annehmen und zu ihrem Gunſten ein Wörtchen reden wollte, ſo ſchlug die Stiefmutter auch ihn und er durfte nicht muckſen. Das that aber Aennchen ſo weh, wenn ihr guter alter Vater ihretwegen geſchlagen wurde, und ſie fühlte die Schläge, die er bekam, weit mehr, als ihre eignen. Gern hätte ſie ſich für ihn ſchlagen laſſen, wenn es die Stiefmutter nur gewollt hätte.

So ging es nun alle Tage fort, ja es wurde täglich immer ſchlimmer. An einem Morgen hatte die böſe Stiefmutter das arme Aennchen ſo ſehr geſchlagen, daß ihr Geſicht und ihre Arme voller Schwielen und Striemen waren, und die Stiefſchweſter hatte ſie in das Geſicht gekratzt, daß es blutete. Das konnte der alte Vater nicht mehr ertragen und machte ſeiner böſen Frau Vorſtellungen, das arme Aennchen doch nicht mehr ſo zu ſchlagen. Da zog die arge Stiefmutter den dickſten Stock aus dem Bündel Weidenruthen, von denen der Vater ſeine Körbe flocht, und ſchlug ihn mit demſelben auf ſeinen kahlen Kopf, auf dem er nur noch wenige weiße Haare hatte, ſo daß das rothe Blut von ſeiner weißen Stirne herabfloß. Ach! wie iſt das ſchrecklich, einen alten Mann ſo zu ſchlagen,

und wie ſchnitt das dem armen Aennchen in ihr weiches Herz!

Sie faßte ſogleich den Entſchluß, das Haus zu verlaſſen und bei fremden Leuten ein Unterkommen zu ſuchen; „denn,“ dachte ſie, „wenn Du nicht mehr da biſt, ſo wird auch der gute Vater um Deinetwillen nicht mehr geſchlagen werden!“

So dachte ſie, und als die böſe Stiefmutter nach der Stadt gegangen war, um daſelbſt Körbe zu verkaufen, holte ſie aus der Küche ein Töpfchen und einen kleinen Löffel von Blech, und in das Töpfchen that ſie Hirſemehl und ſetzte es in ihr ſchönes Handkörbchen, das ihr der Vater zu ihrem Geburtstage geflochten hatte. Dann ging ſie in die Stube, um Abſchied von dem Vater zu nehmen.

Da drin ſaß aber die böſe Stiefſchweſter, und da konnte ſie ſchon nichts ſagen, denn die durfte es ja nicht wiſſen, daß ſie unter fremde Leute gehen wollte. Sie ſprang deshalb hinaus an den Bach, der hinter dem Häuschen floß, pflückte zwei Vergißmeinnichtſträußchen und legte eines davon in einen Korb, an dem ihr Vater noch zu flechten hatte. „Er wird es ſchon wiſſen,“ dachte ſie, „was das zu bedeuten hat, und daß dieß mein Abſchied iſt!“

Dann ging ſie hinaus auf den Kirchhof und legte das andere Sträußchen auf das Grab ihrer guten Mutter, und verſprach ihr, immer gut und fromm zu bleiben, und weinte bittere Thränen auf das Grab.

Als ſie dieß vollbracht hatte, ſchritt ſie mit ihrem Körbchen am Arme dem Walde zu. Das war aber ein weiter Weg und ſie kam erſt bei den erſten Bäumen an, als in dem Dorfe zu Mittag gelautet wurde. Sie war recht müde und hungrig,

denn die böſe Stiefmutter hatte ihr an dieſem Morgen kein Morgenbrod gegeben. Sie nahm deshalb das Töpfchen mit dem Hirſemehl aus dem Körbchen, ſchöpfte aus einer Quelle Waſſer hinein und rührte es mit dem Löffelchen um. Da ſie kein Feuer hatte, ſo ſtellte ſie das Töpfchen auf einen Stein in die heiße Mittagsſonne, damit es warm werden und kochen ſollte, und rührte immer mit dem Löffelchen um, ſo daß zuletzt ein prächtiger Hirſebrei daraus wurde.

Als dieſer fertig war ſetzte ſie ſich in den Schatten unter eine große Buche und wollte eben anfangen, den Brei zu verzehren, als plötzlich ein kleines graues Männchen herbeigeſprungen kam, nicht größer als drei Finger hoch, mit einem alten, runzlichen und verwelkten Geſichte. Es zog ſein graues Hütchen ab, grüßte Aennchen freundlich und ſetzte ſich ihr ſodann gegenüber auf einen Stein und ſah recht ſehnſüchtig nach ihrem Töpfchen.

„Was haſt Du denn in Deinem Töpfchen, Du?“ fragte es Aennchen.

Und dieſe ſagte: „Einen Hirſebrei!“

„Ei, der muß ja herrlich ſchmecken!“ erwiederte das Männchen; „laß mich doch Dein Löffelchen ablecken, wenn Du fertig biſt mit eſſen!“

„Du brauchſt mein Löffelchen gar nicht abzulecken, Du kannſt gleich ordentlich miteſſen!“

So ſagte Aennchen und das Männchen ſprang vor Freude in die Höhe und ſetzte ſich dicht neben Aennchen nieder, und die gab erſt ihm ein Löffelchen voll Brei und dann aß ſie ſelbſt eins, und ſo ging es fort, bis das Töpfchen

leer war. Es hatte aber beiden recht gut geſchmeckt und das graue Männchen ſtrich ſich ſeinen Bauch vor Vergnügen.

„Weißt Du denn aber, wie ich heiße?“ frug jetzt das Männchen das kleine Aennchen.

„Nein!“ ſagte dieſe.

„Ich heiße ja Fingerchen und bin Bedienter bei dem gelehrten Doctor, der hier im Walde wohnt! Mein Herr nennt mich aber nur ſeinen Famulus, und er kann es nicht leiden, wenn man mich Bedienter nennt. Er iſt ein guter Mann und Du kannſt nur mit mir kommen, da Du ſo ſchön zu kochen verſtehſt, denn wir ſuchen eine Köchin, und nach Hauſe darfſt Du ſo nicht wieder, ſonſt ſchlägt Dich ja Deine böſe Stiefmutter todt!“

So ſagte Fingerchen und Aennchen ſagte: „Ja!“

Jetzt ſprang das Männchen voraus in den Wald und Aennchen ging hinterher, und es ſah aus, als ob ein Wieſelchen in ſeinem grauen Röckchen vor ihr her hüpfte. Es ging tief, tief in den Wald hinein, und zuletzt ſtanden ſie vor einem Häuschen mitten im Walde. Fingerchen machte die Thür auf und führte Aennchen in die Stube. Darin ſaß der gelehrte Doctor hinter einem Tiſche, auf welchem ſo viele große Bücher lagen, daß man nur die Quaſte ſeiner Mütze über dieſelben hervorragen ſah; ihn ſelbſt konnte man gar nicht ſehen. Das Bett, welches in der Stube ſtand, und alle Stühle lagen eben ſo voller Bücher; man konnte ſich gar nicht niederſetzen, wenn man müde war. An den Wänden waren Schmetterlinge und Käfer mit Stecknadeln angeſpießt, auf dem Ofen ſaßen viele ausgeſtopfte Vögel, die ſich aber nicht regten und auch nicht ſangen, weil ſie ausgeſtopft waren, und auf

einem Bücherbrette ſtanden viele Gläſer mit Spiritus, in denen Schlangen, Fröſche, Eidechſen und Würmer waren.

Der Doctor war nämlich ein großer Naturforſcher, deshalb ſah es ſo bunt aus in der Stube. Er war in das Häuschen im Walde gezogen, damit er gleich mitten in der Natur wohnte und nicht weit danach zu gehen brauchte; denn die gelehrten Naturforſcher gehen nicht gern weit und ſitzen lieber den ganzen Tag hinter den Büchern und ſtudiren in denſelben die Natur.

Er war ſo in ſeine Bücher vertieft, daß er den Eintritt Aennchens gar nicht gehört hatte. Fingerchen trat deshalb nahe zu ihm hin und zupfte ihn an ſeinem grünen Schlafrocke, der auf der rechten Seite ganz ſchwarz ausſah, weil der Doctor da immer ſeine Federn abwiſchte. Daran erkannte man aber gleich, daß er ein gelehrter Doctor war. Er ſah ſich um, was ihn zupfte, und Fingerchen machte ihm eine tiefe Verbeugung und ſagte: „Hochgelehrter Herr Doctor, hier bring ich Aennchen, die kann recht gut unſere Köchin ſeyn, da Ihr die alte fortſchicken wollt! Sie verſteht ſehr gut einen herrlichen Hirſebrei in der Sonne zu kochen!“ — Und es dachte dabei an den Hirſebrei, der ihm ſo vortrefflich geſchmeckt hatte.

Der gelehrte Doctor ſetzte ſeine Brille auf und nahm außerdem noch ein Vergrößerungsglas vor die Augen, denn die Naturforſcher betrachten alles durch ein Vergrößerungsglas, und beſah ſich Aennchen vom Kopf bis zu den Füßen. Dann ſagte er: „Famulus, Aennchen ſoll dableiben; ſoll meine Köchin ſeyn!“

Wie er dieß geſagt hatte grunzte etwas unter dem Bücherbrette in der Ecke. Das war die alte Köchin, eine dicke, fette

Kröte, die in dem Winkel ſaß, und die vor Aerger ſo grunzte. Sie durfte aber nichts ſagen, weil ſie ſich vor dem Doctor fürchtete. Dieſer nahm jetzt ein großes Fernrohr und ging hinaus, den Untergang der Sonne zu betrachten, und wie er hinaus war, kam gleich die Kröte hervorgekrochen aus ihrem Winkel. Hu! wie ſah die ſchrecklich aus! Ihr Geſicht glich recht dem der böſen Stiefmutter, an die Aennchen dabei denken mußte, und ihr Körper war mit häßlichen Blaſen und Beulen bedeckt.

Die garſtige Kröte kroch um das zitternde Aennchen herum und beſah es mit ihren gelben ſchielenden Augen von allen Seiten. Dann ſagte ſie: „Du liederliche Dirne, mach daß Du fortkömmſt, ſonſt kratze ich Dir die Augen aus! Wir brauchen hier keine Köchin, ſo lange ich da bin. Mache gleich, daß Du fortkömmſt!“

Das arme Aennchen fürchtete ſich recht, als ſie das hörte, und zitterte und bebte an allen Gliedern. Fingerchen aber ſtellte ſich neben ſie und ſagte zu der garſtigen Kröte: „Du haſt hier gar nichts zu befehlen, Du! und wenn der Herr Doctor es ſo haben will, daß Aennchen hierbleiben ſoll, ſo wird ſie bableiben, und Du ſelbſt kannſt Dich hinausſcheren!“

Als die Kröte das hörte, ſchwoll ſie ganz dick auf vor Aerger, ſo daß ſie beinahe zerplatzt wäre, und ſie ſpritzte ein Tröpfchen Gift nach dem armen Fingerchen, das gewiß geſtorben ſeyn würde, wenn es davon getroffen worden wäre. Fingerchen aber, das ſehr behende auf den Füßen war, machte einen Seitenſprung, ſo daß es von dem Gifte nicht getroffen wurde, führte Aennchen hinaus vor die Thür und

ſchloß die Thür zu, damit die Kröte nicht herauskommen konnte.

Draußen erholte ſich Aennchen von ihrem Schreck und ihrer Furcht und ſagte: „Mein liebes Fingerchen, Du meinſt es wol recht gut mit mir, aber hier kann ich nicht bleiben, und nun vollends gar nicht mit der Kröte in derſelben Stube ſchlafen, die würde mir gewiß in der Nacht die Augen auskratzen; und dann wäre ich ja blind und könnte nicht mehr ſehen, weder die Sonne, noch den Mond und die goldnen Sterne, noch die ſchönen Blumen und Bäume, die ich doch ſo gern ſehe! Laß mich weiter ziehen!“

„Du ſollſt auch gar nicht bei ihr ſchlafen!“ ſagte Fingerchen, „Du ſollſt mit mir oben auf dem Heuboden ſchlafen, da kann die Kröte nicht hin!“

Und Fingerchen führte Aennchen ein ſchmales Treppchen hinauf auf den Heuboden. Da lag herrliches, grünes und weiches Heu, das roch und duftete ſo ſüß, wie die ſchönſten Roſen und Lilien. Aennchen legte ſich in die eine Ecke auf das Heu und Fingerchen in die andere, und es war als ob ſie auf Eiderdaunen lägen, ſo weich war das Heu, ſo daß beide bald einſchliefen.

Die garſtige Kröte wußte wol, daß ſie oben auf dem Heuboden ſchliefen, und ſie wollte auch hinauf, um die beiden mit Gift zu beſpritzen. Die Stufen des ſchmalen Treppchens waren aber ſo hoch, daß ſie nicht hinaufſteigen konnte, und ſo mußte ſie unten bleiben.- Vor Aerger ging ſie deshalb vor die Thür und kroch zu ihrer Muhme, die auch in dem Walde in einer kleinen Hütte wohnte. Die Muhme war aber eine böſe Hexe, welche allen Menſchen gern Böſes zufügte. Der

erzählte ſie nun die Geſchichte mit Aennchen und bat ſie, wenn ſie zu ihr käme, ihr die Augen auszukratzen, und das verſprach auch die Hexe.

Fingerchen und Aennchen ſchliefen aber beide recht ſanft und ruhig auf ihrem Heuboden, denn ſie hatten ja beide nichts Böſes gethan, und da ſchläft man immer recht ſanft und ruhig.

Als die Sonne aufgegangen war, kamen ſie herunter und Fingerchen ſagte zu Aennchen: „Da Du doch einmal nicht hierbleiben willſt, mein liebes Aennchen, ſo verſprich mir wenigſtens, bald wieder zu kommen und unſere Köchin zu werden. Denn ſieh, die Kröte iſt alt und kann nicht lange mehr leben; ſie hat auch jetzt niemand, auf den ſie ihr Gift ſpritzen kann und muß es alles ſelbſt hinterſchlucken, und davon wird ſie zerplatzen. Dann kannſt Du unſre Köchin werden und Du ſollſt es recht gut bei uns haben! Verſprich mir aber, mir ein Briefchen zu ſchreiben, wenn Du zu guten Leuten gekommen ſeyn wirſt, damit ich weiß, wo Du zu finden biſt, wenn ich Dir Nachricht geben will, daß die alte Kröte geſtorben iſt!“

Das verſprach ihm Aennchen, obgleich ſie nicht ſchreiben konnte; ſie gedachte aber, es noch zu lernen. Fingerchen legte ihr einen Sperlingsbraten in ihr Töpfchen und noch ein Stückchen Brod dazu. Dem Sperling hatte aber der gelehrte Doctor die Haut mit den Federn abgezogen, um ſie auszuſtopfen, und das Fleiſch hatte er Fingerchen geſchenkt, wie er immer that, wenn er einem Vogel die Haut abzog, um ſie auszuſtopfen. „Den Sperling kannſt Du Dir braten,“ ſagte Fingerchen, „wenn Du Hunger bekömmſt, da Du doch kein Hirſemehl mehr haſt!“

Fingerchen begleitete Aennchen eine große Strecke durch den Wald und brachte ſie auf den rechten Weg nach dem nächſten Dorfe, wo ſie einkehren wollte, um nach guten Leuten zu fragen. Als ſie nun Abſchied nahm von dem guten Fingerchen, trug ſie ihm viele Grüße auf an den Herrn Doctor, der ſie ſo freundlich empfangen hatte. Sie hätte gern ſelbſt von ihm Abſchied genommen, aber der gelehrte Herr Doctor ſchlief noch, als ſie ſein Häuschen verließ. Er arbeitete und ſchrieb immer die ganze Nacht hindurch bei Lichte und legte ſich erſt zu Bette, wenn der Tag kam, und ſchlief dann bis zum Mittag. So machen es aber die gelehrten Doctoren alle!

Als Aennchen nun allein ſo recht traurig durch den Wald ging, ſprach ſie im Gehen ihr Morgengebetchen und bat den lieben Gott, ihr doch gute Menſchen finden zu laſſen, die ſie aufnähmen. Nachdem ſie gebetet hatte, wurde ſie wieder fröhlich in ihrem Herzen und ſchritt viel leichter vorwärts, als vorher. Darum iſt es gut, wenn die Kinder beten können!

Sie war noch nicht ſehr weit gegangen, als ſie am Wege eine alte Frau ſitzen ſah, die ſich ihr linkes Bein mit der Hand rieb und dabei laut wimmerte und ächzte.

„Was fehlt Euch denn, gutes Mütterchen," fragte Aennchen, „daß Ihr ſo ſehr wimmert?"

„Ach!" antwortete die Alte, „ich bin eben ausgeglitten und gefallen, und habe mir das Bein verſtaucht, ſo daß ich gar nicht mehr fortkann. Führe mich doch nach meiner Hütte, die nicht ſehr weit von hier iſt, und erlaube mir, daß ich mich ein wenig auf Dich ſtütze, ſonſt muß ich hier liegen bleiben!"

„Gern!“ ſagte Aennchen, hob die alte Frau auf und ließ ſie ſich auf ſich ſtützen. Die legte ſich aber mit ihrer ganzen Schwere auf das arme Aennchen, das doch ſelbſt noch klein und ſchwach war und beinahe zu Boden gedrückt worden wäre von der Laſt; und dabei ſeufzte und ächzte die Alte, daß es zum Erbarmen war. Aennchen war ganz mit Schweiß bedeckt und war froh, als ſie endlich zu der Hütte kamen, in welcher die alte Frau wohnte. Dieſe ließ nun Aennchen los und ſprang zur Thür, als ob ſie gar kein krankes Bein hätte. Sie machte die Thür auf und ließ Aennchen eintreten. Auf der hohen Lehne eines alten Großvaterſtuhles ſaß da ein großer ſchwarzer Kater. Als dieſer Aennchen ſah, machte er einen hohen Buckel und puſtete, und ſeine Augen glänzten wie glühende Kohlen.

„Ruhig, Murner!“ ſagte die Alte zu dem Kater, und dieſer ſprang ihr auf die Schulter, ſchmiegte ſich an ſie an, ſtreichelte mit ſeinem Schwanze ihr Geſicht und ſchnurrte und ſpann. Die Alte war aber eben die Hexe, die Muhme der garſtigen Kröte, und der ſchwarze Kater war ihr Sohn. Das wußte aber Aennchen nicht.

Die Hexe ſagte darauf zu Aennchen: „Was haſt Du denn da in Deinem Körbchen?“

„Einen Sperlingsbraten,“ antwortete Aennchen, „den mir das gute Fingerchen geſchenkt hat. Ich will mir ihn braten zum Mittagseſſen.“

„Dumme Dirne!“ ſagte jetzt die Hexe, „womit willſt Du ihn denn braten, da Du keine Butter und kein Feuer haſt? Gib ihn nur meinem Murner, der iſt ein geſchickter Koch

und wird ihn herrlich zubereiten mit einer Baldrianbrühe; dann wollen wir ihn zuſammen verzehren!“

Und Aennchen gab den Sperling dem Kater, der trug ihn in die Küche, legte ihn in eine Bratpfanne und ſetzte ihn aufs Feuer. Und die Hexe ging auch in die Küche und gab ihrem Sohne ein Stückchen Butter, das er ebenfalls in die Bratpfanne that. Dann unterhielten ſich die beiden mit einander.

Es ging aber aus der Stube, in welcher Aennchen allein zurückgeblieben war, ein kleines Fenſterchen in die Küche, welches offen ſtand. So konnte Aennchen alles ſehen, was in der Küche vorging, und alles hören, was die beiden mit einander ſprachen.

„Mutter!“ ſagte der Kater, „was bringt ihr denn da für ein nichtsnutziges Mädchen ins Haus, das mir die beſten Mäuſebraten, die ich mir fange, wegeſſen wird, denn ſie ſieht aus, als ob ſie guten Appetit hätte? Die müßt Ihr aus dem Hauſe ſchaffen, wenn Ihr wollt, daß ich dableiben ſoll!“

Darauf antwortete die Hexe: „Sieh nur, was Du für ein einfältiger Junge biſt! Iſt denn Aennchen nicht etwa ein hübſches Mädchen? Du ſollſt ſie heirathen, und wenn ſie Dir nicht gefällt, ſo kannſt Du ihr ja die Augen auskratzen, und dann werfen wir ſie zur Thür hinaus!“

Aennchen war ſo erſchrocken über dieſe Rede, daß ſie gar nicht weiter hörte, was noch geſprochen wurde. Sie zitterte an allen Gliedern, denn ſie hatte gar keine Luſt, den häßlichen ſchwarzen Kater zu heirathen, und ſie wollte ſich auch nicht die Augen auskratzen laſſen.

Als der Braten fertig war, brachte ihn Murner in die Stube, und es ſetzten ſich alle drei zum Eſſen nieder. Die alte Hexe ſchnitt ſich zuerſt die beſten Stückchen von der Bruſt und den Schenkeln des Sperlings ab, dann biß Murner mit ſeinen ſcharfen Zähnen das Fleiſch von den Knöchelchen und gab Aennchen was er übrig gelaſſen hatte, die Knöchelchen und das Gerippe. Daran war aber nicht viel mehr zu eſſen. Aennchen hatte jedoch über die Rede, die ſie mit angehört hatte, allen Hunger und Appetit verloren, ſo daß ſie ſich nicht darüber beklagte; ſie hätte nichts gegeſſen, auch wenn ſie den ganzen Sperlingsbraten noch gehabt hätte. Die alte Hexe aber ſagte: „Das war ein herrlicher Braten! Mein Sohn, Du hatteſt ihn ſo ſaftig und braun gebraten, daß Du Mundkoch bei dem Könige werden könnteſt! Er hat Dir doch gut geſchmeckt, mein liebes Aennchen?“

Dabei lachte ſie recht boshaft und höhniſch, und blinzelte mit dem einen rothen Auge, welches ſie noch hatte, denn ſie war auf dem andern blind. Aennchen that aber, als ob ſie es gar nicht gehört hätte, und antwortete nichts.

Die alte Hexe zog nun ihre beſten Kleider an und nahm einen Beſen aus der Ecke in die Hand; dann ſagte ſie zu Aennchen: „Ich muß jetzt mit meinem Sohne eine alte Gevatterin beſuchen, die weit von hier wohnt. Nimm Dein Töpfchen und gehe hinaus in meinen Garten und ſuche Heidelbeeren! Du mußt aber das Töpfchen voll haben, wenn wir dieſen Abend wiederkommen, damit wir etwas zu eſſen finden, ſonſt geht Dir's ſchlecht! Laufe aber nicht weit weg und bleibe hübſch in der Nähe der Hütte, denn nach Hauſe

kannſt Du ja ſo nicht, Deine Mutter ſchlägt Dich ja ſonſt todt. Sei recht fleißig, das rathe ich Dir!“

Und nun wackelte die alte Hexe zur Thür hinaus. Murner, der ſchwarze Kater, wollte Abſchied von Aennchen nehmen. Er war recht zärtlich geworden, ſeit er den Sperlingsbraten mit verzehrt hatte, ſprang auf ihre Schulter, machte ein Sammetpfötchen und ſtreichelte Aennchen die Backen und ſchnurrte dazu. Er wollte ſie auch küſſen, aber Aennchen drehte den Kopf auf die Seite, und da küßte er nur ihr Ohr, worüber die Alte laut lachte.

Sie gingen jetzt beide in den Wald hinein und Aennchen ſah ihnen durch das Fenſter nach. Als ſie aber ſo weit gegangen waren, daß ſie, wie ſie glaubten, Aennchen nicht mehr ſehen konnte, ſo ſetzte ſich die alte Hexe auf den Beſen, welcher ihr Reitpferd war, nahm den ſchwarzen Kater auf ihre Schulter, und hurrah! ging es fort durch die Luft, ſchnell wie der Wind.

Aennchen nahm ihr Töpfchen und ging hinaus in den Wald, den die Hexe ihren Garten nannte, um Heidelbeeren zu ſuchen. Es fielen aber mehr Thränchen in das Töpfchen, als Beeren, denn Aennchen mußte ſehr weinen, wenn ſie daran dachte, wie es ihr ergehen werde, wenn Abends die Hexe mit ihrem Sohne zurückkäme, wo er ihr Mann werden ſollte. Wie ſie ſich nun ſo nach den Beeren bückte, um ſie abzupflücken, da war immer ein kleines Vögelchen ihr zur Seite, das ſich auf die Büſche ſetzte, unter denen ſie nach den Beeren ſuchte, und das immer ſang:

„Birr! birr! birr!
Bleib nicht hier!
Bleib nicht hier!
Das rath' ich Dir!"

Und wenn Aennchen an einen andern Ort ging, gleich flog das Vögelchen hinterher und fing wieder an zu ſingen: „Birr! birr! birr!"

Aennchen überlegte, daß das, was das Vögelchen ſang, gewiß ein guter Rath für ſie wäre; ſie nahm deshalb ihr Körbchen und ihr Töpfchen und ging in den Wald hinein. Das Vögelchen flog aber immer ſechs Schritte vor ihr her und ſang unaufhörlich:

„Birr! birr! birr!
Folge mir,
Folge mir!
In's Nachtquartier!"

Aennchen ging nun hinter dem Vögelchen her und kam nach mehrern Stunden an die Hütte eines Kohlenbrenners, auf deren Dache das Vögelchen ſitzen blieb. Der Kohlenbrenner ſaß vor der Thür ſeiner Hütte, um auszuruhen, da er Feierabend gemacht hatte, und er ſah ſo ſchwarz aus, wie ein Eſſenkehrer. Aennchen fürchtete ſich aber gar nicht vor ihm, da aus dem ſchwarzen Geſichte ein paar recht freundliche Augen herausſahen. Sie erzählte ihm ihre ganze Geſchichte und wie ſie aus der Hütte der Hexe fortgelaufen ſei, und der Kohlenbrenner ſagte: „Da hätteſt Du auch eine ſchlechte Herberge gehabt bei der böſen Hexe, und es wäre Dir gewiß recht ſchlimm ergangen! Bleibe die Nacht bei mir in meiner Hütte, hier kann Dir die Hexe nichts anhaben; denn ſieh, ich habe an die Thür drei Kreuze mit Kreide geſchrieben, da kann die

Hexe und ihr ſchwarzer Kater nicht herein; ſo große Frucht haben ſie vor den Kreuzen!“

Der Kohlenbrenner gab ihr ein Stückchen hartes, ſchwarzes Brod zum Abendeſſen, weil er ſonſt nichts hatte, nahm ſie mit in die Hütte und ſie legte ſich auf ein Lager von Moos nieder, um da zu ſchlafen. Sie hörte aber in der Nacht, daß etwas um die Hütte leiſe herumſchlich, und ſie verſtand die Worte:

Miau! miau! miau!
Komm heraus, komm heraus, Du kleine Frau!
Dem Kohlenbrenner nicht vertrau!
Miau! miau! miau!

An der Stimme erkannte ſie aber gleich, daß das der ſchwarze Kater war; ſie hatte aber keine Furcht, da ſie ja wußte, daß er nicht hereinkommen konnte wegen der drei Kreuze. Der Kohlenbrenner hörte jedoch von dem allen nichts und ſchlief und ſchnarchte bis zum Morgen, wo er und Aennchen aufſtand. Aennchen, die ſich gern recht dienſtfertig und dankbar zeigen wollte, kehrte die Stube aus, und wiſchte den Tiſch und die zwei Stühle ab, was wol ſeit lange nicht geſchehen ſeyn mochte, und als ſie damit fertig war, wuſch ſie ſich in dem Bache, da ſie ſich in der rußigen Stube beſchmutzt und im Geſichte ſchwarz gefärbt hatte. Dann ſetzte ſie ſich unter die Thür und ſah dem Kohlenbrenner zu bei ſeiner Arbeit.

Als ſie ſo eine Weile geſeſſen hatte, da kam eine ſchöne Dame auf einem Schimmel vorbeigeritten, und hinter ihr her ritt ein Bedienter in einer ſchönen Livree auf einem Rappen. Die Dame hatte ein langes himmelblaues Reitkleid an und

einen Hut mit einer Feder und einem Schleier auf dem Kopfe, und es sah sehr schön aus, wie sie so hoch zu Pferde saß. Sie hielt ihr Pferd an und betrachtete Aennchen und sagte dann zu dem Kohlenbrenner: „Guten Morgen, guter Mann! Ist denn das Eure Tochter, die da in dem weißen Kleidchen an der Thür sitzt?“

Der Kohlenbrenner zog seine Mütze ab und antwortete: „Nein, das ist Aennchen, die gute Leute sucht, bei denen sie bleiben kann; denn bei mir kann sie nicht bleiben, da ich weder Weib, noch Kind habe!“

Aennchen mußte nun der schönen Dame ihre ganze Geschichte erzählen, von ihrer bösen Stiefmutter, von Fingerchen, von der garstigen Kröte und von der häßlichen Hexe und dem schwarzen Kater, der ihr Mann werden sollte.

Darauf sagte die schöne Dame: „Fingerchen hat mir schon gestern von Dir erzählt und Dich mir empfohlen, da Du so gut und fromm wärest. Du kannst mit mir kommen und so lange bei mir bleiben, bis Du bei guten Leuten ein Unterkommen gefunden haben wirst!“

Wer war froher, als Aennchen, als sie hörte, daß sie einstweilen bei der schönen Dame bleiben sollte! Sie gab dem guten Kohlenbrenner die Hand zum Abschiede, der Bediente hob sie auf sein Pferd und setzte sie vor sich und hielt sie, damit sie nicht herunterfallen konnte. So ritten sie fort und kamen bald bei einem schönen Landhause an, in welchem die Dame wohnte. So ein großes und schönes Haus hatte Aennchen in ihrem Leben noch nicht gesehen! Es war fast so groß wie das Schloß des Königs und lag mitten in einem Garten voll herrlicher Blumen und Bäume, und die hohen

Fenſter glänzten und glitzerten, daß man gar nicht hineinſehen konnte.

Hier wohnte nun Aennchen! Die ſchöne Dame, die ſo gut war, ließ ihr ein neues Kleidchen machen, weil das alte zerriſſen war, und ſchenkte ihr ein Abcbuch, aus welchem ſie leſen lernen ſollte, und ſchrieb ihr Buchſtaben auf ein Papier, die ſie nachſchreiben mußte. Das ging aber ſchlecht und die Buchſtaben, welche Aennchen ſchrieb, ſtanden alle ſchief, als ob ſie eben umfallen wollten. Doch das machte nichts aus; die Dame meinte, ſie würden mit der Zeit ſchon beſſer werden.

Schon einen ganzen Monat lang hatte Aennchen in dem prächtigen Landhauſe gewohnt und wünſchte es ſich nicht beſſer, als eines Morgens die ſchöne Dame zu ihr ſagte: „Mein liebes Aennchen, ich habe große Neuigkeiten für Dich! Ich habe einen Boten zu Deinem Vater geſchickt, um ihm wiſſen zu laſſen, daß Du bei mir wäreſt, damit er keine Sorge um Dich hätte. Deine böſe Stiefmutter iſt indeß geſtorben. Sie hatte ſich mit ihrer Tochter einmal recht gezankt und ſie geſchlagen. Da iſt ihre Tochter davon gelaufen in die weite Welt, und hat ihr ihre beſten Kleider mitgenommen und all ihr Geld und auch ihren Henkeldukaten, den ſie des Sonntags an einem Bändchen um den Hals hing. Darüber hat ſich die böſe Stiefmutter ſo geärgert, daß ſie ſich hingelegt hat und krank geworden und geſtorben iſt. Dein alter Vater iſt nun ganz allein und ſehnt ſich recht nach Dir. Du mußt zu ihm zurückkehren, um ihn zu warten und zu pflegen!“

Das wollte Aennchen gern thun, obgleich es ihr in dem prächtigen Landhauſe ſo wohl gefiel. Die Dame ließ einen Wagen anſpannen, Aennchen nahm unter vielen Thränen Abſchied

von ihr und dankte ihr für die vielen Wohlthaten, die ſie ihr erwieſen hatte, ſetzte ſich in den Wagen und der Wagen rollte auf der breiten ebenen Straße ihrem Dörfchen zu.

Ich kann es gar nicht beſchreiben, wie ſehr ſich der alte Vater freute, als er ſein liebes Aennchen wiederſah und als er hörte, daß ſie nun wieder bei ihm bleiben würde! Die ſchöne mildthätige Dame hatte ihm Geld geſchickt, damit er hinfort nicht mehr ſo viel zu arbeiten brauchte und damit Aennchen in die Schule gehen könnte.

Aennchen lief nun hinaus auf den Kirchhof zu ihrer Mutter, und wie war ſie erfreut, als ſie auf dem Grabe derſelben ein friſches blühendes Vergißmeinnichtſtöckchen ſtehen ſah! Das Sträuschen, welches ſie zum Abſchiede auf das Grab gelegt hatte, hatte Wurzeln getrieben und war jetzt ganz blau von Blüten.

Von nun an hörte man weder Zank noch Streit in der kleinen Hütte. Aennchen wartete und pflegte den alten Vater und kochte ihm jeden Mittag ein Süppchen, damit er ſich daran erquicke. Dabei ging ſie täglich in die Schule und war recht fleißig, etwas zu lernen.

Ein ganzes Jahr war ſo verfloſſen; Aennchen konnte ſchon leſen und recht ſauber ſchreiben. Ihre Buchſtaben ſtanden jetzt ganz gerade, wie Soldaten, wenn ſie in Reihe und Glied ſtehen. Es fiel ihr jetzt das Verſprechen ein, welches ſie Fingerchen gegeben hatte, ihm einmal Nachricht von ſich zu geben, und ſie ſetzte ſich nieder, ihm ein Briefchen zu ſchreiben und hatte ſchon angefangen: „Mein liebes Fingerchen!“ als etwas ganz leiſe an die Thür klopfte. Der Vater rief: „Herein!“ und herein ſprang Fingerchen, wie es

leibte und lebte, in ſeinem grauen Röckchen, mit einem Ränzchen auf dem Rücken. Das war einmal eine Freude für das gute Aennchen! Fingerchen erzählte, ſein Herr der gelehrte Doctor wäre geſtorben. Er hatte einmal die garſtige Kröte recht ausgezankt, weil ſie die Suppe, die ſie für ihn gekocht, hatte anbrennen laſſen, und hatte ihr gedroht, ſie in Spiritus zu ſetzen. Darüber war die Kröte, die ſich nicht gern in Spiritus ſetzen laſſen wollte, ſo erbittert, daß ſie am folgenden Tage, aus Bosheit Gift in die Suppe ſpritzte, und daran war der gute Doctor geſtorben.

„Nun will ich immer bei Euch bleiben und bei Euch wohnen!“ fuhr Fingerchen fort. „Ich habe mir auch etwas Geld geſammelt in meinem Dienſte, und das habe ich hier in meinem Ränzchen und bringe es Euch!“

Das war wieder eine neue Freude für Aennchen und ihren Vater, als ſie hörten, Fingerchen wolle zu ihnen ziehen!

Fingerchen blieb nun in dem Häuschen, und Aennchen und ihr Vater nannten es nicht anders, als Herr Famulus. Der Herr Famulus half dem Vater die Weidenruthen abſchälen, die dieſer zu ſeinen Körben brauchte, und wenn er recht fleißig geweſen war, ſo kochte ihm Aennchen einen Hirſebrei. Den Hirſebrei aß er aber gar zu gern!

Der Theekeſſel und das Milchkännchen.

Es war Nacht! Im Kamine glimmten die Kohlen und über ihnen ſtand ein gelber, blanker Theekeſſel, und das Waſſer, das er in ſeinem Leibe hatte, kochte und ſiedete, und der Keſſel ſeufzte und ſtöhnte: „Uff! uff!“ und die Kohlen ſagten: „Aetſch! ätſch!“ wenn er vor Schmerz ein Thränchen in ſie fallen ließ, und machten ſich über ihn luſtig, denn ſie waren ihm böſe, daß er ſie ſo oft auslöſchte, wenn er überlief.

Auf dem Tiſche daneben ſtand die Kaffeekanne. Sie hatte, wie eine vornehme Dame, ein prächtiges Kleid an mit einer dünnen, zierlichen Taille und einen weiten Reifrock; das Kleid und der Rock waren aber von feinem weißen Porzellan mit bunten Blümchen und Goldborten, und auf dem Kopfe trug ſie ein Hütchen, obenauf mit einer rothen Roſe. Das war nun ſo damals die Mode; und ſie ſah wirklich ſchön aus in ihrem Putze, wenn ſie nur nicht eine ſo dicke Naſe und ein ſo großes Naſenloch gehabt hätte, und das Naſenloch ſtand noch dazu immer offen. Fi! das war nicht hübſch!

„Was ſeufzeſt und ſtöhnſt Du denn ſo laut, Schwager Theekeſſel, daß man kein Auge zuthun und ruhig ſchlafen kann?“ ſo fragte die Kanne.

„Ach! liebe Schwägerin Kaffeekanne,“ jammerte der Theekeſſel, „ach! mir iſt ſo ſchlimm und ich bin recht krank! Es brennt wie Feuer in meinem Leibe! Sie haben mich geſtern Abend auf den Kohlen ſtehen laſſen, und der Windzug hat ſie in der Nacht wieder angeblaſen, ſo daß ich faſt verbrenne! Ach, komm und hilf mir herunter, liebe Schwägerin!“

Die gute Kaffeekanne ſtieg von dem Tiſche und ging hin, dem armen Keſſel zu helfen. Aber wie konnte ſie das! Der Theekeſſel war ſo ſchwer und unbehülflich, daß ihre Kräfte nicht hinreichten. Er hatte ja einen ſo dicken, runden Bauch, daß er nicht einmal hinab auf ſeine Füße ſehen konnte, und die Kaffeekanne war ſo ſchmächtig und zart, und ſie wollte auch ihr ſchönes Kleid nicht mit den Kohlen beſchmutzen.

Sie weckte deshalb ein Paar Meſſingleuchter, die auf dem Kamine ſtanden, und bat ſie, ihrem Schwager, dem Theekeſſel, zu helfen.

„Mit Vergnügen!“ ſagten ſie, und kamen auch ſogleich, denn es waren ein Paar ſehr gutmüthige und gefällige Leuchter, beſonders gegen Damen; der eine faßte ihn auf der rechten, der andere auf der linken Seite, und ſo halfen ſie ihm herunter von dem Dreifuße, obwol mit vieler Mühe.

Die Leuchter waren ein Paar Zwillingsbrüder, und beide ein Paar galante Kavaliere. Sie hatten glänzende gelbe Röcke an und trugen um den Hals fein gefältelte Halskrauſen von weißem Briefpapier, und an ihrer Seite hingen die ſtählernen Lichtſcheeren, wie ein Paar Schwerter; das ſah ſo nett aus,

und ſtand ihnen ſo gut! Aber ihre ſchönen weißen Halskrauſen waren verſengt und geſchwärzt bei der Arbeit, und ſie hielten doch ſo viel auf ſaubere weiße Wäſche! Sie ſetzten aber ſchnell ihre Löſchhütchen auf, damit man es nicht ſo ſehen ſollte.

Der arme Theekeſſel ſtieß noch immer laute Seufzer aus und puſtete heißen Dampf durch ſeine Naſe; er konnte ſich noch gar nicht erholen! Darüber erwachte das Milchkännchen. Es war die älteſte Tochter der Kaffeekanne, ein ſchnippiſches Ding, das ſein Stumpfnäschen ſehr hoch trug. Es hatte, wie ſeine Mutter, ein bunt geblümtes Porzellankleid an und auf dem Kopfe ein zierliches Hütchen mit einer Aurikelblüte.

„Was lärmt Ihr denn ſo, Ihr dicker Nimmerſatt, daß Ihr alles aus dem Schlafe weckt, mitten in der Nacht? Gewiß habt Ihr einmal wieder Durſt!“

So ſagte das Milchkännchen zu dem Theekeſſel; aber ſeine Mutter, die Kaffeekanne, ſchalt es aus und ſagte: „Warte, Du naſeweiſes Ding! ich will Dir Reſpekt lehren vor dem guten Theekeſſel, der doch Dein naher Verwandter und Dein leiblicher Onkel iſt!“

Eins nach dem andern wurde nun wach. Die zwölf kleinen Kinderchen der Kaffeekanne, die Kaffeetaſſen, fingen an zu ſchreien und mit ihren Kinderklappern, den ſilbernen Kaffeelöffeln, zu lärmen. Sie hatten alle weiße Porzellankleider an, oben und unten mit goldenen Börtchen eingefaßt. Aber Gott bewahre! wie ſahen die ſchmutzig aus! Sie waren ja am Abend nicht gewaſchen worden!

Selbſt der Kanarienvogel, der in einem Bauer an der Wand hing, machte ſeine hellen Augen auf, um zu ſehen, was es gäbe; wie er aber merkte, daß ihn der Lärm nichts

anging, ſo machte er die Augen wieder zu, ſteckte ſein Köpfchen unter den Flügel und ſchlief wieder ein.

Zuletzt erwachte die Theekanne, welche die Frau des Theekeſſels war. Sie hörte ein bißchen ſchwer, darum hatte ſie der Lärm nicht früher geweckt. Sie war eine gute, brave Hausfrau, das ſah man gleich an ihrem alten braunen Hauskleide von Steingut, und das Kleid war noch dazu hie und da beſtoßen und von der Arbeit abgeſchliffen. Deshalb mochte die Kaffeekanne, ihre Schweſter, nicht gern mit ihr auf die Promenade gehen; ſie ſchämte ſich, denn ſie war ſo elegant.

„Heh! was gibt's denn?“ fragte die Theekanne; aber niemand antwortete ihr.

Für die Stutzuhr auf dem Kamine war aber der Lärm am fatalſten; ſie wurde dadurch in ihrem Rechnen und Zählen geſtört, und ſie mußte doch recht aufpaſſen, damit ſie ſich nicht verzählte. Um nicht irre zu werden fing ſie deshalb laut zu zählen an:

„Tick — tack!
Tick — tack!
Poſes — Pack!
Tick — tack!“
Dummer — Schnack!
Tick — tack!“

Der gute Theekeſſel hatte ſich nun wieder erholt und war ganz munter und heiter geworden. Er war ein luſtiger Mann und machte gern ein Späßchen mit, wie alle dicken Leute. Er drehte ſich ein paar Mal im Kreiſe herum, obwol ihm das ſehr ſauer wurde, und ſagte dann mit lauter Stimme: „Hört mich an, Ihr Alle! Die Nacht iſt bald zu Ende, und wenn es Tag

wird, müſſen wir wieder an die Arbeit! Wir ſind alle munter, laßt uns wach bleiben und was Luſtiges beginnen! Heh?"

Alle riefen, wie aus einem Munde: „Ja, ja! der Theekeſſel hat recht! das wollen wir!"

Nur das Milchkännchen, das immer etwas Apartes haben wollte, verzog ſein Stumpfnäschen und machte ein ſaures Geſicht. Es war die Nacht zu Balle geweſen und hätte lieber noch ein Weilchen geſchlafen. Da aber Alle ja geſagt hatten, ſo konnte es allein nicht nein ſagen; auch fürchtete es den Zorn der Mutter Kaffeekanne, denn die war eine ſehr ſtrenge Frau.

Die Kaffeekanne aber ſagte: „O, es iſt aber ſo kalt und finſter hier! Bei der Dunkelheit muß man ja fürchten, ſich die Naſe zu zerſtoßen und die Kleider zu beſchmutzen!"

Da ſprang die dienſtfertige Feuerzange auf und lief mit großen Schritten zu dem Kamine, faßte mit ihren langen dürren Armen Kohlen und Holz, und warf es auf die glimmende Aſche. Auch der alte Blaſebalg wackelte auf ſeinen kurzen Beinen keuchend herbei, denn er hatte eine ſchwache Bruſt, und fing an in die Kohlen zu blaſen, und bald brannte ein flackerndes Feuer, und es war ſo hell, wie am Tage.

Alle, welche den dicken Theekeſſel jetzt beim Lichte beſahen, lachten laut auf, denn er war gar verwunderlich anzuſehen. „Nein, Theekeſſel! wie ſiehſt Du aus! Du haſt wol „ſchwarzen Peter" geſpielt?" So riefen ihm Alle entgegen. Er hatte in die Kohlen gegriffen und ſich das Geſicht ganz ſchwarz gefärbt; aber er machte ſich gar nichts daraus.

Nun wurde allerlei vorgeſchlagen, womit man ſich die Zeit vertreiben wollte, bis es Tag wurde, „Blinde Kuh" und „der

Fuchs geht um" und Märchen. „Ja, ja! Märchen und Liederchen!" riefen Alleſammt, „und das muß nach dem Loſe gehen!"

So wurde es beſchloſſen, und das Los traf den alten Blaſebalg. Man ſetzte ſich im Kreiſe herum auf den Fußboden, der Blaſebalg ſtellte ſich in die Mitte und wollte eben zu erzählen anfangen, als die Kaffeetaſſen von neuem ſchrien und lärmten, wie es kleine ungezogene Kinder immer thun, wenn ſie aus dem Schlafe geweckt werden. Ihre Kindermuhme, die Zuckerdoſe von Kriſtallglas, die man aus Paris hatte kommen laſſen, lief zu ihnen hin, ſie zu beſchwichtigen. Sie ließ ſich aber nur Demoiselle und Ma Bonne nennen, denn ſie war ja eine Franzöſin; Deutſch ſprach ſie gar nicht, das war ihr viel zu gemein!

„Soyez sages, mes enfants!" ſagte ſie zu den Taſſen, und ſteckte jeder ein Stückchen Zucker zu; ſo waren ſie alle ſtille, und der Blaſebalg fing an:

„Ich will Euch ein Schelmenſtückchen aus meiner Jugend erzählen; denn Jugend hat keine Tugend! Ihr könnt mir glauben, ich war ein ganz hübſcher Geſell, als ich jung war, und ich hielt viel auf ſchöne Kleider. Mein Rock war mit prächtigen bunten Blumen bemalt und mit vielen blinkenden Meſſingknöpfen beſetzt, und das ſah ſo vornehm aus! Da trug ich nun Sorge, daß alles an mir recht nett und glänzend war, vorzüglich die Meſſingknöpfe. Ich hing mit meiner Freundin, der Feuerzange da, die es bezeugen kann, neben dem Kamine an einem Haken, und mit uns zugleich wohnten ein Mops und eine Katze in derſelben Stube. Der Mops war ein gutmüthiger Burſche, der ſehr verträglich war, und den

ich recht lieb hatte; die Katze aber hatte einen böſen Character und fing immer mit dem guten Mopſe und mit mir Händel an. Sie ſetzte ſich auf die Hinterfüße, richtete ſich mit den Vorderfüßen an mir in die Höhe, dehnte ſich und zerkratzte mir mit ihren ſcharfen Nägeln die bunten Blumen auf meinem Rocke, und riß mir manchen Meſſingknopf ab. Ich konnte mich ihrer gar nicht erwehren, denn ich hatte keine ſo ſcharfen Nägel.“

„In einer Nacht konnte ich nun einmal nicht ſchlafen; die Katze lag rechts neben mir und ſchnarchte, der Mops links, und ſchnarchte ebenfalls. Das war nun kein ſchönes Concert! Als ich merkte, daß beide ſo feſt ſchliefen, da ſtach mich der Kitzel, und ich beſchloß, der böſen Katze einen Schabernack zu ſpielen. Ich fing an, erſt leiſe, dann immer ſtärker der Katze kalten Wind unter die Naſe zu blaſen, ſo daß er zuletzt zu einem wahren Sturmwind wurde. Die Katze erwachte und dachte, der Mops hätte ſie ſo angeblaſen. Sie ſprang auf, rüttelte ihn aus dem Schlafe und ſchimpfte: „Du dummer, dicker Mops Du! was ſtörſt Du mich im Schlafe!“

„Der ſchlaftrunkene Mops knurrte und ſagte: „Ich weiß gar nicht, was Du willſt! Laß mich in Ruhe!“

„Als ſie beide wieder feſt ſchliefen, fing ich nun an, den Mops anzublaſen, ſo lange bis er aufwachte. Der glaubte nun ganz gewiß, daß die Katze ihn ſo angeblaſen hatte, er ſprang auf, packte ſie bei dem Felle, ſchüttelte ſie und biß ſie in das Bein. Sie balgten ſich eine Weile im Dunkeln herum, dann legte ſich eines in dieſe, das andere in jene Ecke des Zimmers, weit von einander entfernt. Als es Tag geworden war, ſah ich, daß die Katze hinkte und ihr Bein leckte, der

Mops aber knurrte, ſo oft ſie ihm nahe kam. Darüber freute ich mich, denn ſo hatte doch die böſe Katze ihren Lohn, und ich wußte wie ich ſie künftig los werden ſollte. Sie wagte es aber gar nicht mehr, mich zu kratzen, denn wenn ſie mir zu nahe kam, blies ich ſie nur an; da erſchrak ſie ſo ſehr, daß ſie fortſprang und mich in Ruhe ließ."

„Bravo! bravo!" riefen Alle, denn Allen hatte das Geſchichtchen gefallen.

„Es iſt ſo gemüthlich!" ſagte die Kaffeekanne; „und ſo luſtig!" rief der Theekeſſel; „und ſo lehrreich!" ſetzte die Theekanne hinzu. Die Stutzuhr aber ſagte: „Tick — tack! Loſes — Pack! Tick — tack!"

Alle wunderten ſich nur, daß der ernſthafte Blaſebalg in ſeiner Jugend ſolche Streiche gemacht hatte. Das hatten ſie ihm gar nicht zugetraut.

Das Milchkännchen rümpfte aber ſein Näschen und ſagte: „So ein dummes und langweiliges Geſchichtchen, wie kann man das nur ſchön finden! Das ſind ja lauter einfältige Lügen! Ein Blaſebalg iſt doch ein lebloſes Ding, und wie kann er denn da ein Geſchichtchen erzählen! Wahrlich! gebildete Leute ſollten einen beſſern Geſchmack haben!"

Der Theekeſſel aber antwortete ihm: „Du, Nichtchen, Du biſt doch eine kleine Kratzbürſte! Nichts iſt Dir recht, an allem haſt Du etwas zu mäkeln und zu tadeln!"

Die Andern wagten es gar nicht, dem Kännchen etwas zu ſagen; ſie fürchteten ſich Alle vor ſeiner ſcharfen Zunge. Aber ein Glück war es, daß die Kaffeekanne nicht gehört hatte, was das Milchkännchen ſagte; die würde es gewiß ausgezankt haben,

und es hätte ihr doch nichts erwiedern dürfen, da ſie ſeine Mutter war.

„Nun ein Liedchen, ein Liedchen!“ riefen Alle, und das Los traf das Milchkännchen. Alle wußten, daß es eine ſchöne, helle Stimme hatte; aber es zierte ſich und ſagte, es wäre heiſer von dem geſtrigen Balle, und machte viele Umſtände. Das half aber nichts, das Los hatte es getroffen, und es mußte ſingen. Da es ſah, daß kein Ausreden half, ſo ſtellte es ſich in den Kreis und fing zu ſingen an:

„Bim! Bamm! Keßel!
Morgen wird's beßer,
Uebermorgen hag'n wir Waßer vom
Fällt der Keßel gar ein!“

„Bravo! bravo!“ riefen Einige, die ſeine Freunde waren, und die Feuerzange klatſchte in ihre dürren Hände.

„Wie liebenswürdig naiv!“ ſagte der eine der Meſſingleuchter; „Und wie geiſtreich liederlich! ganz die Heineſche Schule!“ — Sie waren aber Beide in das Milchkännchen verliebt.

„Oh! c'est charmant!“ lispelte die franzöſiſche Zuckerdoſe, und klappte die ſilberne Zuckerzange auf und zu, wie einen Fächer.

Die Stutzuhr aber zählte: „Tick — tack! Dummer — Schnack! Tick — tack!“

Der luſtige Theekeſſel merkte nun wol, daß das Liedchen auf ihn gemünzt war, und er fing unaufgefordert mit lauter Stimme zu ſingen an:

„Klipper, klapper, Männchen!
Männchen ſucht ein Männchen,
Männchen will das Männchen nicht,
Zu dem Männchen Männchen ſpricht . . . .“

Er wollte weiter fortfahren, als die Thür knarrte und das Stubenmädchen mit einem Beſen in der Hand hereintrat, da es Tag geworden war. Das Mädchen verwunderte ſich, als es den Keſſel, die Kannen und Taſſen, die Leuchter, den Blaſebalg und die Feuerzange mitten in der Stube auf der Erde herum ſtehen und liegen ſah.

„Was iſt nun das einmal für eine Wirthſchaft hier!“ ſagte es; „das hat gewiß die verwünſchte Katze gethan!“

Es räumte alles bei Seite, nahm die ſchmutzigen Taſſen, ſteckte ſie in heißes Waſſer und wuſch und ſcheuerte ſie, daß ihnen Hören und Sehen verging.

Die Ahnenbilder.

Nun hört einmal, wie es prächtig aussah in dem großen, hohen Speisesaale!

Da war ein großer Kamin von weißem Marmor und darüber ein hoher, breiter Spiegel, der blinkte wie geschmolzenes Silber, und an der Decke hing ein glänzender Kronleuchter von Kristall, und an den Wänden herum waren schöne Gemälde aufgehangen alle in breite, goldene Rahmen gefaßt. Das sah aber gewiß prächtig aus!

Auf der hintern Wand neben dem Kamine da hingen die Bildnisse der ganzen Familie, alle in Lebensgröße so natürlich dargestellt, daß man glaubte, alle die Personen lebten. Der Maler hatte aber jede Person zweimal gemalt, einmal in der Jugend und einmal im Alter, und so hingen von jeder zwei Bilder da; und das war gerade so hübsch, daß man wußte, wie sie jung und wie sie alt ausgesehen hatten. Da war der Urgroßvater und die Urgroßmutter, und der Großvater und die Großmutter, und der Vater und die Mutter.

Unter allen dieſen Bildern gefiel aber dem kleinen Emil der Urgroßvater und die Urgroßmutter am allermeiſten. Der Urgroßvater war als General in Lebensgröße gemalt und hatte eine prächtige mit Gold geſtickte Uniform an. Auf der Bruſt hingen ihm viele Orden, ſo daß man die rothe Uniform vor lauter goldnen Sternen und Kreuzen kaum ſehen konnte, auf den Schultern glänzten ein Paar goldne Epauletten und in der Hand hielt er einen blanken Degen. Der gute Urgroßvater hatte eine recht freundliche Miene und ſah ſo natürlich aus, als ob er eben aus dem Rahmen herausſchreiten wollte, um ſein Regiment zu kommandiren.

Aber auch die Urgroßmutter war ſo lieblich! Sie hatte ein weites bauſchiges Kleid an von glänzendem Brokat mit bunten eingewirkten Blumen und grünen Zweigen, ihr Haar war in die Höhe gekämmt und mit weißem Puder beſtreut, und oben darauf ſtak eine rothe Roſe mit grünen Blättern. Um die Handgelenke trug ſie goldne Armſpangen und an den Fingern ſtaken viele Ringe mit koſtbaren Steinen, weißen, rothen und blauen. Auf der einen Hand ſaß ihr ein kleiner grüner Papagei mit einem rothen Köpfchen, und in der andern hielt ſie einen prächtigen Fächer. Die alte Urgroßmutter lächelte immerwährend alle an, die ſie anblickten, und man ſah es ihr gleich an, daß ſie alle Menſchen recht von Herzen lieb hatte, und man mußte ſie gleich wieder lieb haben, wenn man ſie ſo anſah.

Auf dem andern kleinern Bilde ſtand der Urgroßvater als kleiner Knabe in einer blauen Huſarenuniform, mit einer hohen Huſarenmütze auf dem Kopfe. Er hatte gelbe Stiefelchen mit Spornen an, und neben ihm ſtand ein kleines weißes Pferdchen auf deſſen Hals er ſeinen Arm ſtützte.

Auf dem zweiten Bilde der Urgroßmutter war ſie als kleines Mädchen vorgeſtellt. Sie ſaß in einem Garten auf einem rothen Sammetkiſſen mit goldenen Franſen und Quaſten, und hatte ein weißes Taffetkleidchen an, und auf ihrem Schooße lag ein kleines Schooßhündchen, welches ſeine Zähne zeigte und ausſah, als ob es jeden anbellen wollte, der der kleinen Urgroßmutter zu nahe kam.

So waren auch die übrigen Bildniſſe, der große und der kleine Großvater, und die große und die kleine Großmutter, und der Vater und die Mutter, welche als Braut und Bräutigam in ihrem Hochzeitſtaate abgebildet waren.

An den beiden Seitenwänden des Saales hingen noch andere Gemälde; das waren aber keine Familienbildniſſe. Das eine ſtellte eine Schlacht vor, und es war erſchrecklich zu ſehen, wie wild es da herging und wie die Reiter auf einander loshieben und ſchoſſen. Es wäre noch ſchrecklicher anzuſehen geweſen, wenn nicht der viele Pulverdampf die Hälfte des Bildes verdeckt hätte. Unter dieſem Gemälde hing ein anderes, welches eine Rathsverſammlung darſtellte. Zwölf ernſthafte Rathsherrn ſaßen da in langen ſchwarzen Kleidern und mit großen, weißen Perucken auf den Köpfen um eine runde Tafel herum und beſprachen ſich mit einander. Sie verhandelten wol den Frieden, der nach der großen Schlacht auf dem obern Bilde geſchloſſen werden ſollte.

Auf der andern Wand gegenüber war ein buntes Bild zu ſehen, auf dem ging es ganz luſtig her. Es war eine Bauerſtube, in der die Bauern Karte ſpielten und tranken und tanzten. Vorn biſſen ſich ein Paar Hunde und eine Katze ſtahl einen Hering aus einem Topfe. Darunter hingen zwei Blumen-

ſtücke. Auf jedem ſtand eine Vaſe mit den ſchönſten Blumen, Roſen und Nelken und Mohn und Hyacinthen und noch vielen andern Blumen, die ſo natürlich gemalt waren, daß man die Thautropfen auf den Blättern hängen ſah, und daß man ſie ordentlich zu riechen glaubte.

Emil hatte alle dieſe Bilder ſo lieb, daß er, wenn der Saal einmal geöffnet war, denn gewöhnlich war er verſchloſſen, hineinlief und ſie ſich lange und aufmerkſam betrachtete; er vergaß darüber alle ſeine Spiele. Am Abend eines heißen Sommertages war der Saal auch einmal aufgeſchloſſen, und Emil ging hinein mit ſeinem Leſebuche, weil es in dem hohen Saale ſo angenehm kühl war; denn draußen zog ein ſchweres Gewitter herauf und die Luft war drückend ſchwül. Nachdem er die Bilder lange Zeit betrachtet hatte, ſetzte er ſich mit ſeinem Buche an den Tiſch, um ſeine Lection zu lernen; er wurde aber bald müde, legte den Kopf auf ſeine auf den Tiſch gebreiteten Arme und ſchlief ein.

So mochte er eine Zeit lang gelegen haben, als er wieder erwachte. Es war ganz hell im Saale, und der Urgroßvater ſtand da, wie im hellſten Sonnenſcheine, ſo daß das Gold an ſeiner Uniform glänzte und blitzte. Emil konnte ſeine Augen gar nicht von ihm wegwenden. Da nickte ihm der Urgroßvater mit einem Male freundlich zu und ſagte: „Was ſiehſt Du mich denn ſo ununterbrochen an, mein lieber Emil? Nicht war, meine Uniform gefällt Dir ſo wohl? Nun warte, ich will hinabkommen, damit Du mich recht in der Nähe von allen Seiten betrachten kannſt!“

Und wie er das geſagt hatte, trat der gute Urgroßvater aus dem goldnen Rahmen heraus, ſtieg hinab in den Saal,

ſtellte ſich vor den kleinen Emil und reichte ihm freundlich die Hand. Emil betrachtete ihn nun in der Nähe und ſah jetzt, daß die Uniform auch auf dem Rücken breite goldene Stickerei hatte, was er früher nicht hatte ſehen können, da das Gemälde ihm immer nur das Geſicht zuwendete.

„Nun, wie gefalle ich Dir denn?“ frug der General.

„Prächtig! prächtig!“ ſagte Emil und klatſchte in die Hände und tippte mit ſeinen Fingerſpitzen auf die prächtigen Orden, die mit Brillanten und glänzenden Steinen beſetzt waren.

Wie die alte Urgroßmutter ſah, daß die Beiden ſich ſo gut mit einander unterhielten, ſo trat auch ſie aus ihrem Rahmen und kam herunter zu ihnen. Sie bückte ſich nieder zu dem kleinen Emil, ſtrich ihm die braunen Locken aus der Stirne und küßte ihn auf dieſelbe, indem ſie ihn dazu ſo freundlich und liebevoll anblickte, daß er an ihr in die Höhe langte, um ihren Hals fiel und ihr viele Küſſe gab.

Dann ſagte ſie: „Wie freue ich mich, mein lieber Emil, Dich einmal in der Nähe zu ſehen, was ich immer gewünſcht habe! Ich winkte Dir manchmal, wenn Du mich ſo lange anſahſt, daß Du zu mir heraufkommen ſollteſt, aber Du verſtandeſt mich nicht und biſt nicht gekommen!“

„Du haſt mich wol recht lieb, Du alte Urgroßmutter?“ fragte ſie Emil.

„Ei wol habe ich Dich ſehr lieb, mein wackerer Junge!“ antwortete ſie und ſetzte ihm den kleinen grünen Papagei mit dem rothen Köpfchen auf ſeine Hand. Dieſer drehte ſein Köpfchen rechts und links und rief: „Emil! Emil!“ wo-

über ſich Emil ſehr wunderte, daß er ihn kannte und ſeinen Namen wußte.

Die gute Urgroßmutter ließ ſich nun von Emil erzählen, was er alles ſchon gelernt hatte, und ſie verſprach ihm, recht oft herunter zu ſteigen, wenn er in den Saal käme, und ihm die allerſchönſten Märchen zu erzählen, deren ſie ſehr viele wiſſe.

Nun wendete ſich der Urgroßvater wieder an ihn und ſagte: „Du möchteſt wol auch gern ein General werden, mein guter Emil? Ich ſehe Dir es an den Augen an!“

„Ach jawol!“ ſeufzte Emil „ich bin ja aber nur erſt Gemeiner! Der Vater hat mir nur eine Flinte und eine Patronentaſche und eine Grenadiermütze geſchenkt, und ich habe ja nicht einmal einen Säbel, und den muß doch ein General haben, wenn er kommandiren ſoll!“

„Nun, nun!“ ſagte der Urgroßvater, „man muß erſt Gemeiner geweſen ſeyn, ehe man ein General wird!“

„Ich bin ja aber ſchon ſeit Weihnachten Gemeiner,“ fuhr Emil fort, „und ich bin noch nicht einmal Sergeant oder Unteroffizier geworden! Wenn ich nur einmal mit in eine Schlacht ziehen könnte, da wollte ich ſchon avanciren! Ich weiß aber gar nicht einmal, wie es in einer Schlacht hergeht. Da drüben die Schlacht im Bilde ſteht immer ſo ſteif und feſt, und es geht gar nicht vorwärts; der Pulverdampf will ſich nicht verziehen, und man weiß nicht, was hinter demſelben ſteckt. Da iſt mein Lieblingshuſar, deſſen Pferd ſich ſo hoch bäumt, der holt ſchon ſeit langer Zeit aus, einem Feinde den Kopf abzuhauen, er bringt ihn aber gar nicht herunter. Das iſt ein recht fauler Huſar, und wenn ich ſein General wäre,

ich hätte ihn ſchon längſt erſchießen laſſen! Mit meinen Bleiſoldaten mache ich kurzes Federleſen!"

Darauf erwiederter der alte Urgroßvater: „Lieber Emil, eine Schlacht kannſt Du bald zu ſehen bekommen! Ich gehe ſo eben in eine Schlacht, und Du kannſt mit mir kommen, wenn Du willſt!"

„Mein lieber General," ſagte jetzt die ängſtliche Urgroßmutter, „das iſt mir gar nicht lieb, daß Sie den zarten Knaben mit in die Schlacht nehmen wollen! Wie leicht könnte ihm da ein Unglück zuſtoßen! Ich bitte Sie ſehr, nehmen Sie ihn ja recht in Acht, daß ihm nichts Schlimmes widerfährt, und daß er nicht todtgeſchoſſen wird!"

„Seyn Sie ohne Sorge, meine Liebe," antwortete der General, „ich laſſe ihn nicht von meiner Seite, er ſoll beſtändig neben mir reiten!"

Emil, der ſich vor dem Todtſchießen gar nicht fürchtete, lachte laut und ſagte: „Du biſt mir doch ein curioſer alter Urgroßvater! wenn ich reiten ſoll, muß ich ja ein Pferd haben; ich habe aber keins! „Weißt Du denn nicht, daß mein Brauner ein Bein gebrochen hat? und das iſt ja noch nicht wieder angeleimt!"

„Für ein Pferd ſoll ſchon geſorgt werden!" erwiederte der General und winkte dem kleinen Urgroßvater, der im Bilde neben ſeinem Schimmel ſtand, und ſagte zu ihm: „Huſar, bring einmal Dein Pferd herunter und leihe es nebſt Deinem Säbel dem kleinen Emil, er ſoll mit mir in die Schlacht reiten!"

Der kleine Huſar legte ſeine rechte Hand an die Mütze, zum Zeichen des Gehorſames, führte ſeinen Schimmel

herunter, half Emil aufſitzen und gab ihm ſeinen Säbel. „Die Scheide brauchſt Du nicht," ſagte er zu ihm, „denn in der Schlacht muß der Säbel immer blank gezogen ſeyn! Laß Dich aber nicht abwerfen, der Schimmel iſt wild!"

„Oho!" ſagte Emil und ſetzte ſich im Sattel feſt.

Der General hatte ſich ebenfalls ein Pferd vorführen laſſen, und Emil ritt nun an ſeiner Seite mitten hinein in das Schlachtgemälde. Blitz! wie wurde jetzt alles lebendig in dem Bilde, und wie kamen gleich alle Soldaten in Bewegung, als ſie den General ſahen in ſeiner rothen Uniform! Der faule Huſar hieb zu, und wipps! flog der Kopf des Feindes herunter. Bald verzog ſich auch der Pulverdampf, und man ſah hinter demſelben die ganze feindliche Armee aufgeſtellt. Dem kleinen Emil klopfte doch das Herz ein wenig, als er die große feindliche Armee mit ihren vielen Kanonen, und mit den vielen Huſaren und Dragonern, und den vielen Regimentern Infanterie ſah; doch er verließ ſich auf ſeinen Säbel.

Jetzt kommandirte der General, und die Schlacht ging an. Ei du mein Himmel! das war aber ein Lärm, daß man ſein eignes Wort nicht hören konnte! Erſt ging es piff! paff! Das waren die Gewehrſchüſſe der Infanterie; dann brummten die Kanonen puff! puff! — Die Schüſſe, die man hörte, waren aber die Donnerſchläge des Gewitters, das draußen ſo eben vorüberzog. —

Der Pulverdampf breitete ſich jetzt über das ganze Schlachtfeld aus und es wurde ſo finſter, daß man weder Freund noch Feind erkennen konnte. — Draußen zogen ſo eben ſchwarze Gewitterwolken über den Mond, welche ihn verfinſterten, ſo daß er nicht mehr in den Saal ſchien. —

Als ſich der Pulverdampf verzogen hatte, ſah man, daß die Feinde ihre Gewehre wegwarfen und flohen, und wer nicht gut laufen konnte, der wurde zum Gefangenen gemacht, oder niedergehauen, wenn er nicht Pardon! rief. Obgleich aber jetzt die Kanonen nicht mehr donnerten und die Flinten nicht mehr knallten, ſo war es doch noch ſchrecklicher, als im Getümmel der Schlacht ſelbſt. Allenthalben lagen Todte, manche ohne Kopf, andere ohne Arme und Beine, und die Verwundeten ſchrien und ächzten, daß es zum Erbarmen war. Emil fing an zu weinen und mußte ſich die Augen und Ohren zuhalten, um nichts mehr zu ſehen und zu hören. Der General aber rief: „Victoria! die Schlacht iſt gewonnen! Nun reiten wir wieder nach Hauſe!“

Unterwegs fragte Emil: „Aber, mein lieber Urgroßvater, was wird denn aus den vielen Todten, die zu Hunderten da herumliegen?“

Und der Urgroßvater antwortete: „Die ſind auf dem Bette der Ehre geſtorben und werden hier auf dem Schlachtfelde begraben!“

„Das Bette der Ehre muß aber ein recht hartes Bette ſeyn, hier auf dem ſteinigen Acker!“ ſagte Emil und fuhr dann fort: „Aber was wird denn aus den armen Bleſſirten, die ſo ſehr ſchreien und winſeln?“

„Die werden in das Lazareth geſchafft, und denen, die die Beine verloren haben, werden neue hölzerne Beine angeſchnallt, mit denen ſie ſo gut laufen können, wie ſonſt mit ihren alten Beinen!“

„Und weiter bekommen ſie nichts für ihre fleiſchernen Arme und Beine?“ frug der unermüdliche Emil weiter.

„O ja!“ erwiederte der General; „ſie bekommen eine ſchöne kupferne Medaille, die ſie an einem Bändchen in das Knopfloch hängen können, und außerdem auch noch ihren Abſchied und einen Freiſchein, auf den ſie allenthalben betteln dürfen, ohne daß ſie in das Zuchthaus geſperrt werden, wie die andern ordinairen Bettler!“

Indem ſie ſo ſprachen, waren ſie zu Hauſe angekommen und ſtiegen ab von ihren Pferden. Während ihrer Abweſenheit waren der Großvater und die Großmutter ebenfalls aus ihren Rahmen herabgeſtiegen, und Alle freuten ſich, den kleinen Emil geſund und wohl wiederzuſehen, und er mußte viel erzählen von der fürchterlichen Schlacht, in der er geweſen war.

Die Großmutter, welche zunächſt neben ihm ſtand, hatte ein prächtiges Kleid von karmoiſinrothen Sammet an und hielt in der Hand ein Buch mit goldnem Schnitt, als ob ſie eben in die Kirche gehen wollte. In der andern Hand hatte ſie einen Strauß von den ſchönſten Blumen. Sie zog den weißen mit Gold geſtickten Handſchuh von der rechten Hand und reichte ſie Emil zum Kuſſe hin. Die Großmuter ſchien aber ein wenig ſtolz und vornehm zu ſeyn, und deshalb hatte Emil die Urgroßmutter weit lieber. Er wagte es bei der Großmutter gar nicht, an ihr in die Höhe zu ſpringen und ſie zu umarmen und zu küſſen, wie er bei der Urgroßmutter gethan hatte.

Viel beſſer gefiel ihm der Großvater, und er ſagte zu ihm: „Du Großvater, warum haſt Du denn einen ſchwarzen Sammetrock angezogen, und eine ſo große weiße Perucke aufgeſetzt und eine ſo ſchöne goldene Kette um den Hals gehangen? Du biſt wol ein Student und willſt in die Schule gehen, weil

Du da ein Päckchen Papier und eine Schreibfeder in der Hand haſt? Aber Du biſt mir ein recht alter Student!"

„Ich will in die geheime Rathsverſammlung zu dem Fürſten gehen, mein lieber Emil, denn ich bin der Kanzler des Fürſten. Wenn Du wiſſen willſt, wie es dort zugeht, ſo will ich Dich mit mir nehmen."

So ſagte der Großvater, und Emil war dazu gleich bereit, und ſo ging er an der Hand des Großvaters in das große Schloß des Fürſten. Alle Schildwachen präſentirten das Gewehr, ſo wie ſie vorbeigingen; Emil wußte aber nicht, ob ſie vor dem Großvater präſentirten, oder vor ihm, da er doch mit in der Schlacht geweſen war; er mochte aber deshalb nicht fragen.

Sie traten jetzt in das Gemälde mit der Rathsverſammlung hinein. An der grünen runden Tafel ſaß obenan der Fürſt in einem goldnen Stuhle, und neben ihm ſaßen der Großvater und die übrigen Miniſter rings herum, alle mit großen weißen Perucken. Emil hatte ſich hinter den Ofen geſetzt, damit man ihn nicht ſehen ſollte, und wo er doch alles hören konnte, was geſprochen wurde. Der Großvater ſchlug ſeine Papiere aus einander und las daraus Vielerlei vor. Der gute Fürſt wollte ein großes Haus bauen laſſen, und das ſollte ein Hospital heißen; in dem ſollten alle die Soldaten, welche in der Schlacht Arme und Beine verloren hatten, zeitlebens wohnen, und ſie ſollten recht gewartet und gepflegt werden, und alles, was ſie nöthig hatten, umſonſt erhalten, ſo daß ſie gar nicht zu betteln brauchten. Der Großvater dankte aber dem guten Fürſten für dieſe edle Abſicht in einer

ſchönen Rede, die dem lebhaften Emil recht wohl gefiel, aber nur ein bißchen zu lang war.

Dann wurde noch von vielerlei Dingen geſprochen, und jeder der Herren Miniſter ſagte ſeine Meinung, wenn er gefragt wurde. Vieles verſtand aber Emil gar nicht, und ſo hatte er recht lange Weile und er wäre lieber wieder mit dem Urgroßvater in eine Schlacht gezogen, da brauchte er doch nicht ſo ſtill zu ſitzen.

Zuletzt kam wieder etwas, was er verſtand, und da hörte er zu. Der Kriegsminiſter machte den Antrag, jeder Soldat ſolle zwei blanke Knöpfe mehr auf den Rock, oben auf die Schultern bekommen, und auf den Tzako einen rothen Federſtutz; das werde ganz prächtig ausſehen und eine große Verbeſſerung für die Armee ſeyn. Er zog als Muſter eine kleine Puppe aus ſeiner Taſche, die einen Soldaten vorſtellte mit ſolchen Knöpfen und einem Federſtutze, und es ſah recht ſchmuck aus und gefiel dem kleinen Emil ſehr. Er hätte die Puppe gern gleich ſelbſt gehabt, um ſie als Flügelmann in eines ſeiner Regimenter zu ſtecken.

Der Fürſt ſann eine Weile nach, dann forderte er ſeinen Kanzler auf, ſeine Meinung zu ſagen. Der Großvater erhob ſich von ſeinem Stuhle und ſagte ganz unverhohlen: „Durchlauchtigſter Fürſt! Die Soldaten werden geputzter ausſehen, aber ſie werden deshalb nicht tapferer und unerſchrockner im Felde ſeyn, und in der Garniſon haben ſie nur zwei Knöpfe mehr zu putzen und den Federſtutz in Ordnung zu halten. Dem armen Lande wird aber der Putz vieles Geld koſten. Ich bin der Meinung, daß es beſſer wäre, die große Summe auf den Bau des Hospitals zu verwenden!“

Er ſetzte ſich wieder nieder und rechnete gleich aus, was es koſten würde, und das war eine erſchrecklich große Summe. Der Fürſt ſagte darauf: „Mein Kanzler hat recht! Die Summe iſt für das Hospital zu verwenden, ſo befehle ich es!“

Der Kriegsminiſter wurde aber ganz roth im Geſichte und warf dem Großvater recht drohende Blicke zu. Daraus machte ſich aber der Großvater nichts.

Jetzt ſtand der Fürſt auf, und die Rathsverſammlung war zu Ende. Der Großvater holte den kleinen Emil hinter dem Ofen hervor, und ſie gingen wieder nach Hauſe. Die Schildwachen präſentirten wieder das Gewehr.

Unterwegs ſagte Emil zum Großvater: „Der Fürſt iſt doch ein recht guter Mann, daß er für die armen Soldaten ein ſo ſchönes Haus bauen laſſen will, und ich habe ihn recht lieb; aber, Großvater, die Federſtutze und die goldnen Knöpfe würden ſich prächtig ausgenommen haben, und Du hätteſt dem Fürſten nicht abrathen ſollen! Wenn ich nach Hauſe komme, ſoll meine ganze Armee ſolche Stutze und Knöpfe bekommen, da ſollſt Du einmal ſehen!“

Der Großvater lächelte, und eben traten ſie in den Saal zur übrigen Geſellſchaft. Die Geſellſchaft hatte ſich aber unterdeſſen wieder vermehrt; der Vater und die Mutter waren aus ihren Rahmen herausgeſtiegen, und auch die kleinen Urgroß-ältern und Großältern. Alle Rahmen hingen jetzt leer an der Wand.

„Mein lieber Emil,“ ſagte die gute, freundliche Urgroßmutter, „wir wollen jetzt die Hochzeit Deiner lieben Aeltern

feiern, und wir haben lange auf Dich gewartet, damit Du auch dabei seyn solltest. Sieh, Dein Vater und Deine Mutter haben schon ihre Hochzeitkleider angezogen, und der Tanz wird sogleich angehen!"

Sie winkte den Musikanten in der Bauernstube, und die kamen auch sogleich aus dem Rahmen herausgesprungen und fingen zu musiziren an. Es war nur ein Dudelsack, eine Violine und eine Clarinette, aber es klang doch recht schön und lustig.

Nun faßte der Urgroßvater die Urgroßmutter und der Großvater die Großmutter und der Vater die Mutter bei der Hand und führte sie zum Tanze. Emil holte sich aber die kleine Urgroßmutter, welche ihr Hündchen einstweilen unter einen Stuhl setzte, wo es sich ganz ruhig niederlegte. Der kleine Urgroßvater, der sein Pferdchen in den Stall geführt hatte, zog die kleine Großmutter zum Tanze auf, und der kleine Großvater warf seinen Kreisel bei Seite und holte sich aus der Bauernstube das hübscheste Bauermädchen, weil sonst keine Tänzerin für ihn mehr da war.

Als Emil sah, daß seine Tänzerin keinen Blumenstrauß hatte, so lief er geschwinde zu den beiden Blumenvasen, wählte die schönsten Rosen und Nelken aus und steckte sie der kleinen Urgroßmutter an die Brust.

„Nun kann's losgehen!" rief Emil, und der Tanz nahm seinen Anfang, und Jung und Alt tanzte, daß es eine Lust war, und die Bauern hatten sich ringsherum im Kreise gestellt und sahen zu. Alle waren so lustig, daß sie im Chore zu singen anfingen:

„Als einſt der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam,
Und die Frau Großmutter war eine Braut,
Und beide wurden zuſammengetraut.
Dann aßen ſie, dann tranken ſie,
Da waren ſie Alle luſtig!“

Von dieſem Tage an nannte man dieſen Tanz den Großvatertanz, und ſo heißt er noch jetzt.

Am luſtigſten unter Allen war aber der kleine Emil. Er machte die verwunderlichſten Sprünge, und die kleine Urgroßmutter machte es ihm nach und ſprang mit ihm herum, ſo gut ſie konnte. Dann wechſelten die Paare, und Emil forderte die kleine Großmutter zum Tanze auf. Die war aber nicht ſo luſtig, wie die kleine Urgroßmutter; ſie hob mit der rechten Hand ihr blaues Taffetkleidchen ein wenig in die Höhe und reichte nur zwei Finger der linken Hand dem kleinen Emil. Sie bewegte ſich ſo anſtändig und ſetzte die Füßchen, wie ein Tanzmeiſter. Springen wollte ſie gar nicht.

„Sei doch nicht ſo zimperlich, Du kleine Großmutter!“ ſagte Emil zu ihr, „und ſpringe, wie die Urgroßmutter, ſonſt hat man ja gar keine Freude am Tanze!“

Das half aber nichts; ſie hob ihr Näschen und ſagte: „Die Bauern und gemeinen Leute ſpringen ſo toll; Vornehme tanzen mit Grazie und Anſtand! Ich bin ja des Miniſters Tochter und die Fürſtin iſt meine Frau Pathe!“

Das gefiel aber dem luſtigen Emil gar nicht und er ließ ſie bald allein ſtehen und lief zu ſeiner Mutter die eben ausruhte.

Ach, wie war die Mutter ſchön! Sie ſah ſo glücklich und heilig aus, wie ein eben erſt aus dem Himmel gekommener Engel,

und der Vater, ihr Bräutigam, ſtand neben ihr und betrachtete ſie mit ſeligem Entzücken.

„Mütterchen, lieb Mütterchen! Du mußt auch einmal mit mir tanzen, da ja heute Dein Hochzeittag iſt!“

„Gern, mein Sohn!“ ſagte die Mutter und ſtand von ihrem Sitze auf und drehte ſich mit ihrem Emil im Tanze. Emil aber hob ſein Geſicht zu ihr empor und blickte in ihre liebefeuchten Augen, die ſie auf ihn herabſenkte.

„Emil! Emil!“ rief es jetzt vor der Thür, und die Thür wurde geöffnet, und die Mutter trat herein mit einem brennenden Lichte in der Hand. Alle Gemälde waren in ihre Rahmen zurück geſprungen und kein Bild regte ſich; nur die alte Urgroßmutter lächelte, wie immer.

„Wo ſteckſt Du denn?“ ſagte die Mutter. „Wir ſuchen Dich ſchon lange! Du haſt wol das Gewitter hier verſchlafen?“

Emil war wie aus einem Traume erwacht. Er faßte die Hand ſeiner Mutter und ſagte: „Je Mütterchen, ich war ja auf Deiner Hochzeit, und Du hätteſt wol den letzten Tanz mit mir vollends zu Ende tanzen können! Du warſt ſo gar lieb und ſchön!“

„Du träumſt wol, Emil?“ ſagte lächelnd die Mutter. „Komme nur ſchnell zu Tiſche, wir haben lange auf Dich gewartet!“

Emil hatte aber gar keine Luſt zum Eſſen!

Die beiden Stelzner.

Es war einmal ein ſchrecklicher, blutiger Krieg, der dauerte viele Jahre lang und brachte vieles Unglück über das Land. Dieſen Krieg machten zwei Soldaten mit, die immer als gute Kameraden treu zuſammenhielten. Sie kannten ſich von Jugend auf, waren in demſelben Dorfe geboren und mit einander in die Schule gegangen, hatten dann beide bei einem reichen Bauer zu gleicher Zeit als Knechte gedient, waren beide mit Gewalt zu Soldaten gepreßt und als Musketiere in daſſelbe Regiment geſteckt worden, und hatten in demſelben Gliede neben einander in mancher Schlacht mitgefochten, und gar oft ihr Commißbrod und ihre Schnapsflaſche mit einander brüderlich getheilt. Wo einer war, da war auch der andere.

Zehn Jahre lang war alles gut gegangen und ſie waren glücklich durchgekommen, aber in einer heißen Schlacht, ganz kurz vor dem Frieden, als ſie wieder mit ihren Musketen neben einander in Reih und Glied ſtanden, da kam vom Feinde herüber eine Kanonenkugel hergepfiffen, und piff! fuhr ſie gerade

zwiſchen beiden hindurch und nahm jedem ein Bein mit fort, dem Daniel das linke und dem Jacob das rechte. Da lagen ſie nun beide in ihrem Blute neben einander und wurden in das Lazareth geſchafft und verbunden. Davon fühlten ſie aber nichts, denn ſie waren ohne Beſinnung.

Als ſie wieder zur Beſinnung kamen und die Augen aufſchlugen, da ſahen ſie, daß ſie in zwei Betten dicht neben einander lagen, und Jacob ſagte zum Andern: „Höre Kamerad, es iſt mir gerade, als ob ich nur noch ein Bein hätte!“

„Mir iſt es ebenſo!“ erwiederte Daniel mit ſchwacher Stimme, denn er konnte vor Schwäche kaum ſprechen.

„Da liegen unſre beiden Beine wol zuſammen in einer Grube!“ ſagte Jacob. „Blitz, Bomben und Granaten! und man hat uns nicht einmal zu ihrem Begräbniß eingeladen, und wir ſind doch die nächſten Verwandten!“

Da kamen aber die Feldſchere und verbanden ihnen ihre Stumpfe von neuem, und da vergingen ihm ſolche Reden.

Aber die beiden Kumpane kamen mit dem Leben davon und wurden geheilt, und als ſie völlig heil waren, wurde jedem ein Stelzbein an ſeinen Stumpf geſchnallt, man gab jedem einen tüchtigen Krückſtock in die Hand und ſagte zu ihnen: „Nun könnt Ihr gehen!“

Das war nun leicht geſagt, aber nicht ſo leicht gethan, denn mit dem Gehen war es aus für die armen Krüppel; ſie konnten nur noch humpeln und mußten das Gehen mit ihren hölzernen Beinen erſt ordentlich lernen, wie kleine Kinder. Aber ſie machten ſich auf den Weg. Unter dem Thorwege blieben ſie ſtehen und ſahen ſich einander an und überlegten, was ſie nun anfangen wollten.

„Höre, Bruder," ſagte Jacob zu ſeinem Gefährten, „Blitz, Bomben und Granaten! wir ſind nun von Jugend auf zuſammen geweſen und haben Freud und Leid mit einander getheilt; laß uns auch ferner zuſammenbleiben, bis an unſern Tod!"

„Topp, Bruder!" antwortete Daniel, „das wollen wir, und wer zuerſt ſtirbt, der vermacht dem Andern ſeinen Stelzfuß!"

„Topp!" ſagte Jacob, und ſie gaben ſich die Hände und ſtelzten in das Land hinein, und hofften von der Mildthätigkeit guter Leute, daß man ſie keine Noth würde leiden laſſen. Sie ſuchten ſich eine Gegend aus, die am wenigſten vom Kriege gelitten hatte, und ſagten: „Das ſoll nun unſer Standquartier ſeyn!"

Und ſo geſchah es! Es waren ſechs Dörfer, die da, ein jedes nur ein paar Stunden von dem andern entfernt, im Kreiſe herumlagen, und in den Dörfern gingen ſie von Haus zu Haus, und blieben in jedem nur einen Tag und eine Nacht. „Einquartirung!" riefen ſie, wenn ſie in ein neues Haus traten, und die Bauern, ſelbſt die ärmſten, gaben ihnen gern ein Stück Brod und Butter, oder was ſie ſonſt eben hatten, und wieſen ihnen ein Nachtlager in einer Scheuer an, oder in einem Stalle. Bald waren ſie in der ganzen Gegend bekannt, und die Bauern freuten ſich, wenn ſie kamen. Es waren aber auch ein Paar gute und luſtige Geſellen, und ſie wußten ſo viel von ihren Feldzügen zu erzählen und von den Schlachten, die ſie mit gemacht hatten, daß es eine Luſt war, ihnen zuzuhören: und die Bauern hören gar gern ſolche Geſchichten, wenn der Krieg vorbei iſt.

Es war an einem Silveſtertage des Nachmittags, als die beiden Kriegskameraden eines dieſer Dörfer verließen und ſich mit ihren Stelzfüßen auf den Weg machten, um das nächſte Dorf noch vor Nacht zu erreichen. Unterwegs überfiel ſie aber ein ſchreckliches Wetter; es ſchneite und regnete durch einander, man konnte kein Auge aufthun, und der Sturm war ſo heftig, daß die beiden Stelzner ſich kaum auf ihren Stelzbeinen erhalten konnten; es mußte einer den andern führen, damit ſie nicht umgeriſſen wurden. Ein Glück war es, daß ſie auf der Mitte des Weges an eine alte Mauer kamen, hinter der ſie etwas Schutz vor der Kälte und dem Sturme fanden. Das Wetter dauerte aber mehrere Stunden lang ſo fort, und als es endlich etwas nachließ, da war es völlig Nacht. Doch das hielt die armen Stelzner nicht ab, ihren Weg fortzuſetzen; denn ſie waren hungrig und ganz durchnäßt, und froren, daß ihnen die Zähne klapperten.

Nachdem ſie lange in der Dunkelheit ſo fortgeſtelzt waren, da klang es bim! bim! bim! Sie hatten das Dorf erreicht, und die Thurmglocke ſchlug eben Mitternacht.

„Bruder", ſagte Daniel, „heute Nacht werden wir wol im Freien campiren müſſen, denn um dieſe Stunde ſteckt gewiß jeder in den Federn!"

„Mir auch recht, Blitz, Bomben und Granaten!" brummte Jacob; „aber laß uns doch ſehen, ob wir nicht irgendwo eine Stallthür offen finden, damit wir untertreten können, ich bin ganz ſtarr und ſteif gefroren!"

Und ſo ſtelzten ſie in der ſtockfinſtern Nacht durch die lange Gaſſe des Dorfes. Alles war finſter, alles lag im feſtem Schlafe.

Sie waren jetzt am letzten Hauſe, welches eine elende, halbverfallene Strohhütte war, da erblickten beide zu gleicher Zeit durch eine Ritze des morſchen Fenſterladens einen Lichtſchein.

„Klaus iſt noch wach!“ rief Jacob, „er hat noch Licht! Laß uns anklopfen!“

Sie klopften leiſe an die Thür, und ſogleich wurde ſie geöffnet.

„Einquartirung!“ riefen Beide, und Klaus antwortete: „Seid Ihr es! Wo kommt Ihr denn ſo ſpät in der Nacht her in dieſem Wetter? Nun ſo kommt nur herein!“

Und er öffnete die Stubenthür und die vor Froſt klappernden Stelzner traten in die enge, verräucherte Stube. Ei, was war das für ein lieblicher Anblick für ſie! Da ſtand der Tiſch gedeckt mit einem weißen Tuche, und darauf ſtanden blanke Teller mit Brod und Butter und Käſe und Wurſt, und ein Krug mit Bier und eine Flaſche mit Schnaps. Es ſah aus, als ob man eben für ſie gedeckt hätte.

„Aber ſag mir nur, Klaus, was das zu bedeuten hat!“ fragte Jacob den Bauer; „Du willſt wol Hochzeit halten, ſo proper ſieht ja alles hier aus?“

„Ich will es Euch nachher erzählen!“ antwortete Klaus: „jetzt zieht nur Eure naſſen Röcke aus und hängt ſie da an den warmen Ofen, daß ſie trocknen, und ſetzt Euch und langt zu, denn hungerig ſeid Ihr doch gewiß!“

Die beiden Stelzner warteten nicht, bis er ſie noch einmal bat, ſie ſetzten ſich und ließen es ſich wohl ſchmecken.

Als ſie ſich geſättigt hatten, fing Jacob wieder an: „Aber ſage nur, was Du treibſt, denn unſertwegen haſt Du

doch gewiß nicht ſo aufgetiſcht, und Du wußteſt es ja auch gar nicht, daß wir kommen würden. Was gibt's denn hier?"

„Nun, ich will es Euch ſagen!" erwiederte Klaus. „Ihr ſeid ein Paar ehrliche, gute Geſellen, denen man ſchon etwas anvertrauen darf, was man nicht jedem ſagt. Ihr müßt mir aber verſprechen, reinen Mund zu halten gegen die Bauern, damit die mich nicht foppen. Seht, für's erſte iſt heute mein Geburtstag."

„Blitz, Bomben und Granaten!" rief Jacob, „nun geht mir ein Licht auf! Du feierſt Deinen Geburtstag auf Deine eigene Hand, da ſich weder Hund, noch Katze um Dich bekümmert!"

„Vivat hoch! Du ſollſt leben!" rief Daniel, und die beiden Stelzner ſtießen ihre Schnapsgläſer an einander und tranken ſie auf einen Zug aus auf die Geſundheit des freigebigen Klaus.

Klaus fuhr aber fort: „Nun eigentlich gehört das gar nicht hieher, die Sache aber iſt die: Vor dem Kriege hatte ich mein gutes Auskommen und wollte eben ein armes, aber gutes Mädchen freien, da kam der böſe Krieg. Die Soldaten trieben mein Pferd und meine Kühe fort, mein Haus ſteckten ſie in Brand, mein bißchen geſpartes Geld nahmen ſie mir und die argen Kroaten hätten mir auch mein Leben genommen, wenn mich nicht der gute Daniel hier aus ihren Händen befreit hätte. Sie hatten mich aber ſo geſchlagen und gemißhandelt, daß ich über Jahr und Tag krank daniederlag, und ich mußte meine Paar Aecker Feld für einen Spottpreis verkaufen, damit ich nicht Hungers ſtarb. So bin ich heruntergekommen und muß mein Brod durch Handarbeit verdienen,

und ich müßte unter freiem Himmel liegen, wenn die Bauern mir nicht erlaubt hätten, hier in dieſes alte, unbewohnte Hirtenhaus zu ziehen."

„Eines Abends lag ich auf meiner Streu und bat unſern Herrgott, er möge mir nur meine Geſundheit erhalten, damit ich meinen Nachbarn, die ja alle ſelbſt ſo arm ſind, nicht zur Laſt fiele. Darüber war ich eingeſchlafen, und da träumte mir, es rüttele mich jemand aus dem Schlafe, und als ich die Augen aufſchlug, da ſtand ein kleiner Zwerg, nicht höher als eine Elle hoch, neben mir. Er hatte einen rothen Scharlachmantel um und eine goldene Krone auf dem Kopfe, ſein Geſicht war aber recht alt und runzelig und ſein Bart reichte ihm bis unter die Bruſt herab. „Klaus", ſprach er zu mir, „merke auf das, was ich Dir ſage! Du biſt immer brav und gut geweſen, haſt mit den Armen redlich getheilt und jedem geholfen, ſo viel Du konnteſt. Deshalb habe ich Dich lieb gewonnen und will Dir aus Deiner Noth helfen. Am nächſten Silveſtertage wird Dich jemand beſuchen, der nur zwei Beine, aber vier Arme hat. Den nimm gut auf, ſpeiſe und tränke ihn und theile mit ihm, was Du haſt; er wird Dir ſagen, wie Du Dir helfen kannſt!"

„Mit dieſen Worten verſchwand der Zwerg, und denſelben Traum hatte ich in drei Nächten hinter einander. Träume, welche man drei Mal hintereinander träumt, ſollen aber in Erfüllung gehen. Heute iſt der Silveſtertag, und ſo habe ich alles, was ich noch beſaß, zu Gelde gemacht, um den Gaſt ſo zu empfangen, wie mir der Zwergenkönig geſagt hatte. Seit dieſem Morgen habe ich auf ihn gewartet, er iſt aber nicht gekommen, und als ich mich eben zum Schlafen niederlegen

wollte, da pochtet Ihr an meine Thür, und Ihr habt das genoſſen, was für den unbekannten Gaſt beſtimmt war. Auch gut! ſo habe ich doch Euch eine kleine Wohlthat erwieſen, denn Ihr waret recht durchfroren und hungerig!"

„Das haſt Du!" erwiederte Daniel, „und dafür wünſchen wir Dir Gottes Segen!"

„Aber", ſagte Jacob, „Blitz, Bomben und Granaten! Du biſt doch ſonſt kein dummer Mann, Freund Klaus, wie kannſt Du denn nur auf einen Traum bauen? Träume ſind Schäume! Wenn alle die Träume, die ich in meinem Leben gehabt habe, eingetroffen wären, ſo müßte ich reicher ſeyn, als ein König. Da fällt mir eben einer ein, den ich vor Jahr und Tag auch dreimal geträumt habe. Mir träumte, ein alter, längſt begrabener Kriegskamerad, der an meiner Seite von einer Muſketenkugel in die Bruſt getroffen worden war, und den ich ſterbend auf meinem Rücken aus dem Schlachtgetümmel trug, damit er nicht zertreten werden ſollte, ſtand neben mir und ſagte: „Braver Kamerad, ich will Dich reich machen, thue was ich Dir ſage. Steige hinauf auf das wüſte Schloß, ſtelle Dich an den dritten Pfeiler links, von dem noch ein Stück aus der Erde hervorragt, thue drei Schritte nach Morgen und drei nach Mitternacht, und auf dieſem Punkte grabe die Erde auf. Stößeſt Du auf eine eiſerne Thür, ſo halte nur die Springwurzel daran, und Du wirſt ſchon ſehen, was paſſirt!"

„Nun?" frug Klaus, „und Du biſt doch hinauf geſtiegen, wie Dir der Traum geſagt hatte?"

„Blitz, Bomben und Granaten!" erwiederte Jacob; „daß ich doch kein Narr geweſen wäre! Ich hätte ja faſt einen gan-

zen Tag gebraucht, um mit meinem Stelzbeine auf das hohe Felſenneſt hinaufzukommen. Träume ſind Schäume! Steine und Felſen würde ich droben wol gefunden haben, deren gibt es aber genug hier unten auf Euern Feldern, wenn mir einmal danach gelüſten ſollte. Und wäre ich auch ein Narr geweſen, da hinauf zu klettern, ſo fehlte mir doch die Springwurzel, und ich wußte mir ſie nicht zu verſchaffen, wenn es wirklich eine gibt."

„Da hätteſt Du mich nur zu fragen gebraucht!" ſagte darauf Daniel, „mir hat es einmal ein alter Schäfer geſagt. Der hätte ſie aber gewiß für ſich ſelber geholt, wenn es eine gäbe, denn er war arm und ganz zerlumpt."

„Und wie kömmt man denn zu der Springwurzel?" fragte Klaus, der an ſolchen Dingen großen Gefallen fand.

„Das will ich Dir ſagen!" fuhr Daniel fort. „Wenn man wo in einem hohlen Baume das Neſt eines Grünſpechts findet, ſo muß man es mit einem Holzpfropf zukeilen. So wie dieß der Vogel bemerkt, fliegt er fort und weiß die wunderbare Wurzel zu finden, die ein Menſch noch immer vergeblich geſucht hat. Dieſe hält er nun an den Holzkeil und er ſpringt ſogleich heraus. Unter dem Baume muß man ein rothes Tuch gebreitet haben; darauf wirft der Vogel die Wurzel. Aber die Hauptſache iſt, daß der, welcher eine ſolche Springwurzel erlangen will, in der Silveſternacht, wenn ſich das alte von dem neuen Jahre ſcheidet, geboren ſeyn muß, denn ſonſt glückt es ihm nicht. Er kann auch nur ein einziges Mal eine ſolche Wurzel erlangen."

„Blitz, Bomben und Granaten!“ rief jetzt Jacob; „nun, dächte ich, hätten wir genug von dem albernen Zeuge geſchwatzt. Laßt uns ſchlafen gehen, denn ich bin rechtſchaffen müde!“

Und der gutmüthige Klaus führte die beiden Stelzner in die Kammer und ließ ſie auf ſeiner eignen Streu ſchlafen, und er ſelbſt legte ſich auf die harte Ofenbank. Am folgenden Tage bedankten ſich die beiden Kriegskameraden für die gute Bewirthung und ſtelzten fort in das nächſte Haus, wo ſie ſich wieder auf einen Tag und eine Nacht einquartirten.

Klaus konnte aber ſeinen Traum und den, welchen Jacob erzählt hatte, gar nicht aus den Gedanken bringen; er mußte immerfort daran denken.

Der Winter war vorbei, der Frühling angekommen und die beiden Stelzner hatten das Dorf ſchon längſt verlaſſen und riefen in einem andern ihr: „Einquartirung!“ Klaus war mit ſeiner Art früh in den Wald gegangen, um da für einen Bauer abgeſtorbene Bäume zu fällen, und er war eben in beſter Arbeit, als es gäck! gäck! gäck! über ihm rief, und ein Grünſpecht flog nahe über ſeinen Kopf hin in den Wald. Da fiel ihm die Springwurzel ein und er dachte: „Du willſt das Ding doch einmal verſuchen und ſehen, ob's wahr iſt mit der Wurzel!“

Er ging dem Vogel nach und ſah, daß er in ein Loch, oben in dem Stamme einer alten Eiche, hineinhuſchte, wo er ſein Neſt hatte. So wie er wieder herausgeflogen war, hieb Klaus mit ſeiner Art einen Holzpfropf zurecht, kletterte an dem Baume in die Höhe und trieb den Pfropf ſo tief und feſt iſt das Loch, als er konnte, ſtieg dann wieder herab vom Baume und verbarg ſich im Geſträuche. Bald kam der Grün-

ſpecht zurück mit einem Wurme im Schnabel, den er wol ſeinen Jungen bringen wollte, und als er bemerkte, daß das Loch verſchloſſen war, ſuchte er den Pfropf mit ſeinem Schnabel herauszuziehen, und als das nicht gelang, flog er davon. Jetzt kam Klaus aus ſeinem Verſtecke hervor, und da er kein rothes Tuch hatte, ſo zog er ſeine rothe Weſte aus und breitete ſie unter den Baum. Zwei lange Stunden hatte er nun im Gebüſche gelauſcht, ob ſich etwas ereignen werde, der Vogel kam aber nicht zurück, und er wollte eben wieder an ſeine Arbeit gehen, als der Specht mit einer Wurzel im Schnabel herbeigeflogen kam, die er an das Loch hielt. Puff! da fuhr der Pfropf mit einem lauten Knall heraus, weit in die Luft. Darüber erſchrak der Vogel ſo ſehr, daß er die Wurzel fallen ließ, die gerade auf die rothe Weſte niederfiel. Schnell ſprang Klaus hinzu und bemächtigte ſich der Wurzel.

Jetzt ließ es ihm keine Ruhe, da alles mit der Wurzel eingetroffen war, auch zu verſuchen, ob der Traum, den Jacob erzählt hatte, in Erfüllung gehen würde. Er nahm ſeine Hacke und ſeinen Spaten und ſtieg eines Abends hinauf auf den hohen Berg, auf welchem die Ruinen des alten Schloſſes lagen. Es war ein beſchwerlicher Weg über die herumliegenden Felsſtücke, und er kam erſt oben an, als es ſchon ganz finſter war. Er ſuchte die Stelle, welche Jacob ſo genau bezeichnet hatte und fand ſie bald, und fing da an, den Schutt wegzuräumen und ein Loch zu graben. Schon war er ein paar Ellen tief damit gekommen, aber er hatte nichts gefunden, als Erde und Steine, und es fing ihm an die Mühe zu gereuen, die er auf die ſchwere Arbeit gewendet hatte, denn der Boden war ſo feſt, wie ein Fels. „Du willſt doch noch ein Stückchen tiefer

graben!" dachte er und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne, und er grub noch eine Elle tiefer. Da ſtieß er auf eine große Steinplatte, welche das ganze Loch ausfüllte. Mit der größten Anſtrengung hob er auch dieſe, und nun bemerkte er durch Betaſten mit den Händen, denn ſehen konnte er nur wenig in der mondloſen Nacht, daß die Steinplatte eine ſchmale unterirdiſche Treppe bedeckt hatte. Vorſichtig ſtieg er viele Stufen hinab und kam zuletzt in einen engen Gang, der ſo niedrig war, daß er nur gebückt weiterſchreiten konnte, aber der Boden war glatt und eben.

Der Gang führte ſchräg hinab, immer tiefer in den Berg hinein und Klaus tappte immer weiter in demſelben fort, indem er ſeine Hacke vor ſich hielt, um jedes Hinderniß ſogleich zu bemerken. Zuletzt ſtieß er an eine eiſerne Thür, denn ſo klang es, als er mit der Hacke dagegenſchlug. Sie war verſchloſſen und ſo feſt, daß ſie allen Schlägen widerſtand. Jetzt zog Klaus ſeine Springwurzel hervor und hielt ſie an dieſelbe, und krach! ſprang die Thür mit großem Geräuſch auf und drehte ſich kreiſchend in ihren verroſteten Angeln. Der dunkle Gang führte aber weiter, und als er zuletzt wieder durch eine Eiſenthür verſchloſſen war, bediente ſich Klaus abermals der Springwurzel.

Auch dieſe Thür ſprang auf mit einem Knalle, der wie ein Donnerſchlag klang, von dem der ganze Berg erzitterte. Ein ſo heller Lichtglanz ſtrahlte jetzt dem bebenden Klaus entgegen, daß er ſeine geblendeten Augen ſchließen mußte. Als er ſie wieder öffnete, ſah er, daß er ſich in einer großen erleuchteten Höhle befand, deren Decke wie eine Kuppel gewölbt war. Die ganze Decke war mit großen Spinnen überzogen, ſo groß wie

ein Teller, die leuchteten wie Johanneswürmchen, aber ſo hell wie Fackeln. Sie waren in beſtändiger Bewegung und krochen an der Decke herum und bildeten bald Roſetten und Schnirkel, bald Blumen und wunderliche Geſichter, womit ſie die ganze Decke überzogen und immer neue Muſter bildeten. Von der Kuppel herab hing ein großer Kronleuchter. Es war ein Reif, auf welchem ringsherum große Eulen ſaßen mit ihren dicken Köpfen. Sie verdrehten immerfort ihre großen Augen und glotzten, und die Augen waren leuchtende Diamanten, die glänzten und blitzten. Viele Fledermäuſe ſchwirrten in der Höhle herum, und jede hatte ein blaues Flämmchen auf dem Kopfe. Der arme Klaus war nahe daran, umzufallen, denn es wurde ihm ganz ſchwindelig von dem ſcharfen, flackernden Lichte.

Er mußte ſeine Augen auf den Boden richten, und da ſah er, daß ringsum an den Wänden große metallene Vaſen ſtanden, gefüllt bis an den Rand manche mit goldenen Münzen, andere mit ſilbernen, noch andere mit Edelſteinen in allen Farben. In der Mitte der Höhle ſaß an einem ſteinernen Tiſche der Zwergenkönig mit ſeinem rothen Mantel und der goldenen Krone. Er las in einem großen Buche, in welchem er Buch und Rechnung führte über ſeine Schätze. Hinter ihm ſtanden viele Zwerge mit gebücktem Haupte, gleich als ob ſie auf ſeine Befehle warteten.

Jetzt blickte der alte Zwergkönig auf und winkte den zitternden und bebenden Klaus zu ſich heran. Klaus trat näher und der Zwerg ſprach zu ihm: „Habe keine Furcht, hier widerfährt Dir kein Leid! Nimm Dir ohne Scheu von dieſen Schätzen, ſo viel Du willſt, Du haſt dazu die Erlaubniß; wende aber was Du von hier mitnimmſt nur zum Guten an, ſonſt

verfliegt es Dir wie Spreu im Winde! Erzähle niemals irgend jemanden, was Du hier geſehen haſt, und beeile Dich! Mitternacht iſt längſt vorbei, und ſo wie die Glocke Eins ſchlägt, ſchließt ſich der Berg, Du findeſt keinen Ausgang und biſt verloren!"

Klaus war aber ſo verwirrt von allem dem, was er hier ſah und hörte, daß er dieſe Warnung nicht beachtete und gedankenlos umherblickte. Da rief der Zwergenkönig nochmals mit einer Donnerſtimme: „Eile!" und er winkte einigen Zwergen aus ſeinem Gefolge. Klaus erwachte jetzt aus ſeiner Betäubung, trat, ohne lange zu wählen, an eine der Vaſen und fing an ſeine Taſchen mit Goldſtücken zu füllen, und ein paar Zwerge halfen ihm dabei und ſteckten ihm die Taſchen ſo voll, daß ſie ſtrotzten. Dann riſſen ſie ihm die Mütze vom Kopfe und füllten auch die mit glänzenden Goldmünzen.

„Eile!" rief abermals der Zwergenkönig; „vergiß aber das Beſte nicht!"

Klaus glaubte nun nicht anders, als das der Zwerg damit die Schätze meine; aber es war die Springwurzel, die er in der Verwirrung hatte auf die Erde fallen laſſen, und ohne ſie konnte er nicht wieder in den Berg zurückkehren.

Jetzt ſchoben ihn die Zwerge zur Thür hinaus, und ließen ihm nicht einmal Zeit, ein Wort des Dankes zu ſagen und Abſchied zu nehmen. Nochmals ſcholl es hinter ihm her: „Eile!" ſo laut, daß der ganze Berg erzitterte, und Klaus eilte ſo ſchnell er konnte, aus der Höhle zu kommen. Das ging jetzt auch viel ſchneller, da der Zwergenkönig eine Fledermaus mitgeſchickt hatte, die mit ihrer Flamme auf dem Kopfe den dunkeln Gang erhellte.

Klaus hatte eben den Fuß auf die oberſte Stufe der ſchmalen Treppe geſetzt, auf der er in die Höhle herabgeſtiegen war, als die Thurmuhr des nächſten Dorfes in der Ebene Eins ſchlug, und ſo wie der Glockenton verhallt war, geſchah ein fürchterlicher Donnerſchlag, die eiſernen Thüren ſchlugen drönend zu, das Loch, welches Klaus gegraben hatte, füllte ſich, und alles ſah jetzt ſo aus, wie es vorher ausgeſehen hatte.

Langſam ſtieg nun Klaus den Berg hinunter, denn ſeine ſchwergefüllten Taſchen hinderten ihn im Gehen, und als er gegen Morgen ſeine Hütte erreicht hatte, hob er ein Dielenbrett des Fußbodens in ſeiner Stube auf, grub ein Loch in die Erde, ſchüttete ſein Gold hinein und nagelte das Brett wieder darauf. Da waren ſeine Schätze ſicher vor Dieben, die gewiß in der ärmlichen Stube keine Reichthümer ſuchten. Dann legte er ſich zum Schlafen nieder, denn er war am ganzen Körper wie zerſchlagen.

Am folgenden Tage dung er Arbeiter und fing an, ſich ein neues Haus zu bauen, und er betrieb es ſo eifrig, daß in kurzer Zeit das neue ſteinerne Haus fertig daſtand. Es war das größte und ſchönſte im Dorfe. Unter der Hand kaufte er auch alle die Aecker zuſammen, welche feil waren.

Die Bauern ſteckten aber die Köpfe zuſammen und fragten ſich einander: „Wo mag nur der arme Schlucker, der Klaus, das viele Geld hernehmen? Noch vor kurzem konnte er ja nicht einmal ein Stückchen Käſe zu ſeinem Brode erſchwingen! Gebt Acht, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“

Klaus ließ ſich aber durch ſolche Reden, die ſelbſt zu ſeinen Ohren kamen, nicht irren, und machte ſich auf den Weg, ſeine Braut zu holen, die zehn Jahre auf ihn gewartet hatte

und ihm treu geblieben war. Nach Verlauf einer Woche kam er mit ihr zurück, denn sie wohnte in einem mehrere Tagereisen entfernten Dorfe. Nach seiner Rückkehr feierte er seine Hochzeit auf das Prächtigste und lud das ganze Dorf dazu ein, und Alle waren fröhlich und guter Dinge.

„Nun wissen wir doch auf ein Mal, wo der Klaus seinen Reichthum her hat!" sagten die Bauern. „Daß sich der stille Duckmäuser so ein reiches Mädchen aussuchen würde, wer hätte das gedacht! Nun wir gönnen es ihm, er war immer eine gute, ehrliche Haut!" — Ja, nun wußten sie es!

Klaus richtete nun mit seinem Weibe, das ein Muster der Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit war, seine Wirthschaft ordentlich ein; er kaufte Pferde und Kühe und Schafe und Geflügel, und nahm Knechte in den Dienst, die seine Aecker bearbeiten mußten. Alles, was er anfing, glückte ihm und hatte Gedeihen; es war, als ob ein sichtbarer Segen darauf ruhte, und bald war Klaus der reichste Bauer im Dorfe. Dabei blieb er gut und fromm und milde gegen jedermann, und kein Armer ging aus seinem Hause ohne ein reichliches Almosen.

Eines Mittags, als er mit seiner Frau und seinen Knechten und Mägden eben bei Tische saß, klopfte es draußen an die Thür, und Klaus rief laut: „Wer da!"

„Einquartirung!" antwortete es draußen. Es waren die beiden alten Stelzner, die nach länger als einem Jahre wieder in das Dorf gekommen waren und sich bei ihm auf einen Tag zu Gast bitten wollten.

„Nun kommt nur herein!" rief ihnen Klaus entgegen; „Ihr kommt gerade recht! Wir sitzen da eben bei Tische; kommt und setzt Euch!"

Die beiden Stelzner thaten, als ob ſie zu Hauſe wären, und langten zu, und als das Hofgeſinde von dem Tiſche aufgeſtanden und wieder an die Arbeit gegangen war, ſagte Jacob zu ſeinem Wirthe: „Blitz, Bomben und Granaten! wie hat ſich das mit Dir geändert, ſeit wir das letzte Mal bei Dir waren! Wir hätten Dich nicht in dieſem prächtigen Hauſe geſucht? Deine Frau muß Batzen haben! Weißt Du nicht noch eine ſolche, die mit Einem Beine fürlieb nimmt, ich heirathe noch in meinen alten Tagen!" und dabei lachte er laut.

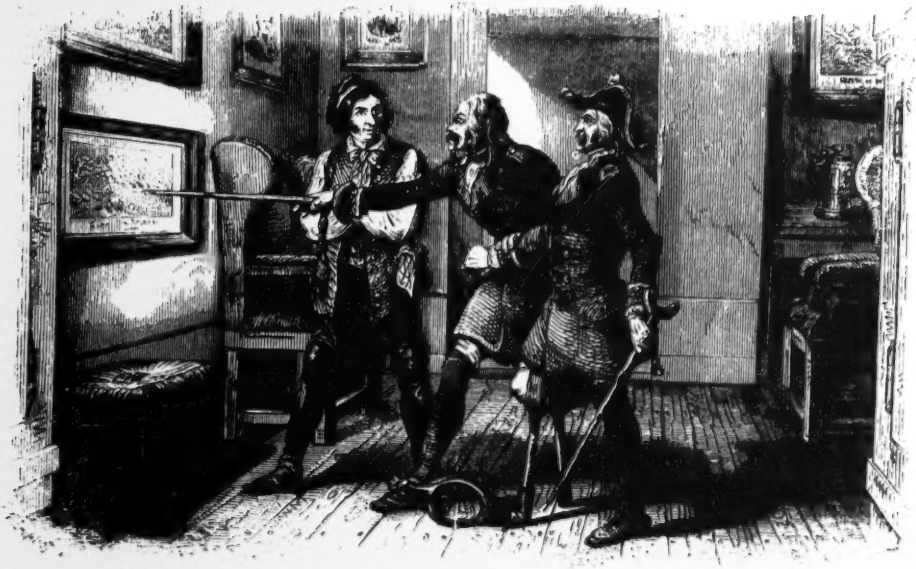
„Gott ſegne es Dir!" ſagte der ſtillere Daniel. „Aber wir wollen Dir nicht länger zur Laſt fallen; ein junger Ehemann kann keine Einquartirung brauchen, und Du haſt wol noch mit Deiner Einrichtung zu thun!"

„Nun, Ihr müßt doch mein Haus erſt ordentlich ſehen, ehe Ihr weiter zieht!" antwortete Klaus, und er führte ſie die Treppe hinauf in eine ſaubere Stube. Darin ſtanden ein paar gepolſterte Lehnſtühle, ein paar Schränke, und Tiſche und Stühle und alles, was in eine behagliche Stube gehört. Und auf jeder Seite der Stube war eine Kammer, und in jeder ſtand ein prächtiges, weiches Federbett. In der Stube hingen an den Wänden herum Kupferſtiche unter Glas und Rahmen. Sie ſtellten Schlachten vor und waren ſchön bunt gemalt mit den herrlichſten Farben, roth und blau und gelb und grün.

„Blitz, Bomben und Granaten!" rief Jacob aus, „das ſind ja die Schlachten, wo wir dabei waren!" Und das mußte wol ſo ſeyn, denn die Namen waren deutlich darunter gedruckt.

„Nun, wie gefällt Euch das?" fragte Klaus.

„Selbſt der König brauchte ſich nicht zu ſchämen, hier zu wohnen!" antwortete Jacob.



„Hier ſollt Ihr beide wohnen!“ ſagte Klaus. „Ihr ſollt nun hier Euer ſtätiges Standquartier haben, bis an Euren Tod. Hier ſollt Ihr wohnen, und eſſen ſollt Ihr mit mir an meinem Tiſche!“

„Du willſt uns wol zum Beſten haben?“ antwortete Daniel, „und das iſt nicht recht von Dir!“

„Nein, es iſt mein Ernſt!“ ſagte Klaus. „Ich bin ſo noch Dein Schuldner, Daniel, und habe Dir es noch nicht lohnen können, daß Du mir mein Leben errettet haſt!“

Und die beiden Stelzner blieben da, und das ruhige Leben that ihnen in ihrem Alter wohl, denn ſie waren des Herumſtreichens müde. Sie halfen nach eignem Gefallen in der Wirthſchaft ſo viel oder ſo wenig ſie wollten, und als der Storch mehrere Kinderchen brachte, zuerſt einen Knaben, der wurde Daniel genannt, dann noch einen, der hieß Jacob, und dann noch zwei Mädchen, ſo warteten und pflegten ſie die Kinder, wie die beſte Kindermuhme, trugen ſie auf ihren Armen und ließen ſie auf ihren geſunden Knieen reiten. Und als die Kindergrößer wurden, ſo erzählten ſie ihnen ihre Kriegsgeſchichten und die ſchönſten Märchen. Jacob erzählte auch ſeine vielen wunderbaren Träume, und wenn er einen beendigt hatte, ſo vergaß er niemals hinzuzufügen: „Aber Träume ſind Schäume! das vergeßt nicht, Ihr Kinder!“

Der dicke Neſtling.

In der Jelängerjelieberlaube im Garten hatten ein Paar niedliche Grasmückchen ein kleines, allerliebſtes Neſtchen gebaut. Röschen und Karl, ihr Bruder, ſtiegen auf die Bank in der Laube, von wo aus ſie gerade in das Neſtchen hineinſehen konnten, wenn ſie ſich auf die Zehen ſtellten; und ſie ſtellten ſich auf die Zehen und guckten hinein. Da lagen fünf Eierchen darin, vier ganz kleine und eins viel größer als die anderen. Die Kinder gingen nun jeden Tag hin, die Eierchen zu ſehen; ſie guckten aber nur immer von fern in das Neſtchen, denn ſie wollten die guten Grasmückchen nicht ſtören.

An einem Morgen, als ſie wieder einmal hineinſahen, da lagen vier kleine Vögelchen in dem Neſtchen; ſie waren in der Nacht aus den vier kleinen Eierchen gekrochen und konnten ihre Köpfchen noch gar nicht aufrecht halten und die wackelten her und hin. Das war ein Jubel für die Kinder! Das große Ei lag aber noch unverändert da, es wollte gar nichts herauskommen!

Nach einigen Tagen war aber auch das große Ei fort, und es ſaß dafür ein großer Vogel in dem Neſtchen, größer ſelbſt, als die alten Grasmückchen; er verdeckte mit ſeinem Körper die vier jungen Vögelchen ſo, daß man ſie gar nicht mehr ſehen konnte. Den Grasmückenältern ſah man es aber an, was für eine Freude ſie hatten, vorzüglich über ihr großes Kind.

Da kam eine alte, neugierige Grasmücke herbeigeflogen, der Wöchnerin einen Wochenbeſuch zu machen.

„Nun, wie geht's Dir denn, Gevatterin?" ſagte ſie; „wollen denn die Kinderchen noch immer nicht ausſchliefen? Du ſitzeſt ja ſchon ſo lange! gewiß haſt Du loſe Eierchen unter Dir! Ja, das trifft ſich wol einmal!"

„Ei bei Leibe!" ſagte die Wöchnerin, „da ſieh nur!" und ſie zeigte ihr ihre fünf Kinderchen, auf denen ſie ſaß und von denen eins ſo groß war.

„Nein, was iſt das!" rief die alte Gevatterin, i das kann ja nicht mit rechten Dingen zugehen! Nein, ein ſo großes Kind hab' ich ja all mein Lebtage nicht geſehen!"

Und ſie flog gleich fort, denn ſie war im Grunde eine gute, ſchwatzhafte Gevatterin, und holte alle ihre Vettern und Muhmen und Baſen herbei; ſie ſollten alle das große Kind ſehen.

„Nun ſeht nur einmal!" ſagte ſie.

Ei, was gab es da für ein Pipen und Reden und Verwundern! „Das liebe Kind! wie groß und dick es iſt! Aus dem muß einmal etwas Großes werden! Wie es ſich ſchon ſtraff und ſtramm hält! Und wie gleicht es ſeinem Vater! es

iſt ihm ja wie aus den Augen geſchnitten! Gott behüt' es, das liebe Kind!"

So ſagten ſie, und das gefiel eben den guten Aeltern gar ſehr, und ſie bedankten ſich bei den Vettern und Muhmen für das gute Zutrauen, das ſie zu ihrem Sohne hätten, und empfahlen ihn ihrer Freundſchaft und Liebe. Von den vier niedlichen kleinen Kinderchen war aber gar nicht die Rede; die wurden gar nicht beachtet, da ſie ſo klein und ſchwach waren.

Der große Sohn machte ſich aber immer breiter in dem Neſtchen, und wenn die Aeltern ein Räupchen oder Mückchen brachten zur Nahrung für ihre kleinen Kinder, ſo ſperrte der Große ſeinen großen Schnabel weit auf, und ſchnapp! hatte er ſeinen kleinen Geſchwiſtern das Räupchen oder Mückchen weggenommen und verſchlungen! Die armen Kleinen mußten dann hungern und ſchrieen erbärmlich. So wurde der große Bruder immer dicker und fetter, und die kleinen Geſchwiſter blieben klein und wurden immer magerer.

Als nun eines Morgens die Kinder wieder einmal in das Neſtchen guckten, da breitete ſich der große Bruder ſo aus und drängte die Kleinen ſo ſehr, daß zwei davon aus dem Neſtchen fielen und auf dem Jelängerjelieberbuſche hängen blieben und jämmerlich zappelten und ſchrieen.

„O Du garſtiger, dicker Vogel!" ſagte Röschen, und es that ihr ſo Leid, daß die armen Kleinen da ſo elendiglich umkommen ſollten. Sie nahm ſie auf, legte ſie in ihr Schürzchen, trug ſie in das Haus und ſetzte ſie in einen kleinen Vogelbauer. Nun fingen die Kinder Mücken und Fliegen, und machten einen Brei von Semmel und Milch, und fütterten damit die beiden kleinen Vögelchen mit einem ſpitzigen Hölz-

chen. Den kleinen Vögelchen ſchmeckte es aber ſehr gut, und wenn die Kinder an den Vogelbauer traten, ſo ſperrten ſie immer ihre Schnäbelchen auf und ſagten: „piy! piy!“ Sie dachten wol, es wären ihre lieben Aeltern, welche ihnen Futter brächten!

Die Kinder wollten nun auch gern wiſſen, wie ſich die übrigen Vögelchen im Neſtchen befänden, die ſie über ihren Pflegekinderchen beinahe ganz vergeſſen hatten, und ſie liefen nach einigen Tagen in die Laube. Ach! da lagen die beiden kleinen Geſchwiſter auf der Erde und waren beide todt. Gewiß hatte ſie der böſe große Bruder in der Nacht aus dem Neſtchen geworfen! Die Kinder weinten über die armen Kleinen, die ſo jämmerlich umgekommen waren, und hoben ſie auf.

„Höre, Röschen“, ſagte Karl, „da muß ein ordentliches Begräbniß gehalten werden mit den beiden armen Vögelchen, ſo wie bei den großen Menſchen, ſo recht prächtig und traurig!“

„Und ſie müſſen in einem bunten Schächtelchen neben einander liegen und in die Erde gegraben werden in unſerm Gärtchen!“ ſetzte Röschen hinzu.

Und die Kinder veranſtalteten ein ordentliches Begräbniß.

Nun hört einmal, wie das prächtig und feierlich war!

Voran ging Karl und trug in der Hand einen langen Stock, an welchen er oben den ſchwarzen Schleier der Mutter gebunden hatte; der ſah aber aus wie eine Trauerfahne, und wehte im Winde. Dann kam Röschen mit dem Schächtelchen, in welchem die beiden todten Grasmückchen auf weicher Baumwolle lagen. Röschen hatte ein langes ſchwarzes

Florband um die Schultern geſchlungen und einen Kranz von Fichtenreiſern ſtatt der Cypreſſen aufgeſetzt. Zuletzt kam der dicke Mops in der Reihe; dem hatten die Kinder ein ſchwarzes Bändchen an das Schwänzchen gebunden, zum Zeichen, daß auch er traure; und es ſah auch ſo recht traurig aus, wenn er mit dem Schwänzchen wedelte und das Bändchen in der Luft flatterte.

Im Gehen ſangen aber die Kinder:

„Eia popeia! ſchlaf ſanft mein Kind,
Draußen, ja draußen da weht der Wind!
Leg Dich in Dein Bettchen hinein!
Unter den rothen Blümelein
Soll mein Kindchen gebettet ſein!
Eia popeia! mein Kind ſchlaf ein!“

Das war nun eigentlich ein Schlummerliedchen Röschens für ihre Puppe, der ſie es oft vorſang, wenn ſie nicht ſchlafen wollte; aber ſie wußte eben kein anderes, und Karl ſagte: „Das paßt ſo recht, die beiden Vögelchen ſchlafen ja auch, nur ein bißchen länger!“

Und ſo ſangen ſie es und das Liedchen das klang ſo traurig!

Der dicke Mops ſchien es ordentlich zu wiſſen, worauf es ankam; er ſchritt ganz langſam und ernſthaft hinter Röschen her, und als die Kinder ihr Liedchen ſangen, ſo knurrte er nur ganz leiſe mit; ſonſt konnte er das Singen gar nicht leiden, und lief immer laut heulend davon, wenn geſungen wurde; aber er wußte, daß ſich das jetzt nicht ſchickte.

Nun grub Karl ein kleines Grab in die Erde und dahinein ſetzten ſie das Schächtelchen und machten darüber einen

kleinen Hügel und pflanzten ein Stiefmutterſtöckchen oben darauf, und dann gingen ſie mit dem Mopſe ganz ſtill nach Hauſe.

Der große Bruder, der jetzt ganz allein in dem Neſtchen lag, wurde aber von Tag zu Tag größer, und ſchrie immer mehr; er konnte gar nicht ſatt werden! Die Aeltern flogen aus und ein, und brachten ihm Würmchen und Raupen und Fliegen, und da ſperrte er ſeinen großen Schnabel ſo weit auf, daß die Grasmückchen ſich vorſehen mußten, damit er ſie nicht mit verſchlang. Er ließ ihnen nicht einmal ſo viel Zeit, ſelbſt etwas zu eſſen, und ſie wurden deshalb ganz mager. Sie hatten aber ſo viele Liebe für den unerſättlichen Freſſer, daß ſie ſelbſt lieber Hunger litten, damit er nur ſatt werden ſollte. Das Grasmückenmännchen konnte nicht einmal mehr ein Liedchen ſingen, was es doch ſo gern that; denn wenn es ja einmal zu ſingen anfing, ſo ſchrie der dicke Nimmerſatt: „Girrke! Girrke!“ und das hieß: Futter! Futter! Da hörte das Grasmückenmännchen gleich auf zu ſingen und flog fort, Futter zu ſuchen.

Bald war das Neſtchen zu klein für den großen Vogel und er mußte ſich neben daſſelbe auf einen Zweig ſetzen; aber er war zu bequem, ſich ſelbſt Futter zu ſuchen und ſchrie immerfort: „Girrke! Girrke!“ und die Aeltern ſuchten Raupen und Fliegen, ſo viel ſie nur konnten, und brachten ſie ihm. Das war aber nicht genug, den Nimmerſatt zu ſättigen, und ſo luden ſie ihre Vettern und Muhmen ein, ihnen zu helfen. Das thaten dieſe auch, und bewunderten dabei den großen Sohn und ſeinen guten Appetit, und freuten ſich, daß ein ſo anſehnlicher Vogel in ihre Familie gekommen war, aus dem gewiß einmal etwas Rechtes werden würde und der ſie vertheidigen könnte gegen Raubvögel und Katzen, da er ſo groß und ſtark war. Die

guten Aeltern aber hofften, er werde dereinſt ihre Stütze und ihr Troſt in ihrem Alter ſeyn.

Der große Vogel konnte nun fliegen und flog von einem Baume auf den andern, und fing nun auch an, ſich ſelbſt Fliegen und Käfer zu fangen, da ihm die Aeltern und Vettern und Muhmen nicht genug bringen konnten. An einem Nachmittage hatte er ſich auf den Apfelbaum neben der Jelängerjelieberlaube geſetzt, und die beiden Aeltern ſaßen neben ihm, und bewunderten ihren großen Sohn, der noch einmal ſo groß war, als ſie ſelbſt, oder wol noch größer, und ſie zupften ihm die Federn zurecht und liebkoſten ihn. Da ſchlug er mit den Flügeln und ſchrie:

„Kuckuck! Kuckuck
Herr Papa,
Frau Mama,
Ha! ha! ha!
Kommt mir beide nicht zu nah!
Sonſt freß ich Euch auf, ja, ja,
Beid' auf einen Schluck!
Kuckuck!"

Und ſo machte er ſich luſtig über die armen Grasmückchen und verhöhnte ſie; dann flog er davon in den Wald, und man hörte ſein höhniſches Kuckuck! noch aus weiter Ferne.

Jetzt ſahen die getäuſchten Aeltern daß er gar nicht ihr Sohn war, ſondern ein untergeſchobenes Kuckuckskind. Ach, wie bedauerten ſie es nun, daß ſie dem Undankbaren ſo viele Liebe erwieſen und ihre eigenen lieben Kinderchen des fremden wegen ſo vernachläſſigt hatten, daß ſie alle viere, wie ſie glaubten, umgekommen waren! Für all' ihre Liebe hatten ſie nur Undank geerntet! Das that ihnen ſehr weh, und ſie beklagten und beweinten ihre geſtorbenen Kinderchen, und das Grasmücken-

männchen ſang ſo traurig, ach, ſo traurig, daß es einem durch das Herz ging!

Röschen und Karl hörten das, und ſie dachten es ſich wol, warum die armen Aeltern ſo jammerten und klagten.

Karl ſagte: „Das geſchieht Euch ſchon recht, Ihr Rabenältern! Warum habt Ihr Eure lieben, niedlichen Kinderchen ſo verderben laſſen! Nun habt Ihr es!“

Aber Röschen, die milderen Sinnes war, antwortete ihm: „Das iſt nicht ſchön von Dir, Bruder Karl, daß Du die armen Aeltern noch mit Vorwürfen quälſt! Sie ſind ja ſo ſchon traurig genug! — Nun, wartet nur, ich will Euch tröſten!“

Und ſie lief in das Haus, und holte den Vogelbauer mit den beiden jungen Grasmückchen, die ſchon recht gewachſen und hübſch geworden waren, und luſtig in dem Bauer herumflatterten. Sie ſetzte den Bauer in die Jelängerjelieberlaube, und kaum ſahen ihn die alten Grasmückchen, als ſie auch ſogleich ihre Kinderchen in demſelben erkannten. Voller Freude flogen ſie zu ihnen, dann holten ſie Futter und reichten es ihnen durch das Drahtgitter, und man ſah es ihnen an, wie leid es ihnen that, daß ſie ſelbſt nicht in den Bauer kommen konnten. Es mochte ihnen wol die Hälfte ihrer Freude rauben, daß ſie dachten, ihre Kinderchen wären Gefangene, die ſo lange ſie lebten in dem engen Bauer eingeſperrt bleiben müßten.

Aber Röschen öffnete die Thür des Vogelbauers, und heraus hüpften die beiden jungen Grasmückchen und ſetzten ſich auf Röschens Hand, und die beiden alten ſetzten ſich neben ſie, und herzten und küßten ihre Kinderchen.

Das war eine Freude! Ich weiß aber nicht zu ſagen, weſſen Freude größer war, die der Grasmückchen, oder die der Kinder.

Da ich von fern zuſah, ſo bemerkte ich wol, daß Röschen ſich ein Thränchen mit ihrem Schürzchen abtrocknete.

Jeden Morgen kamen nun die vier Vögelchen herbeigeflogen und ſetzten ſich auf den Fliederbuſch, der vor Röschens und ihres Bruders Schlafkammerfenſter ſtand, und das Grasmückenmännchen ſang ein liebliches Liedchen, unter welchem die beiden Kinder erwachten.

Mimir und Kolga.

Der Geiſterkönig Odur war alt geworden, und hatte ſeit länger als dreihundert Jahren das große Reich der Luftgeiſter regiert. Er hatte einen einzigen Sohn, den Prinzen Mimir; dieſem wollte er die Regierung übergeben, ſich ſelbſt aber zurückziehen, um ſein hohes Alter in Ruhe zuzubringen, was ihm wol zu gönnen war. So wie aber die Erdenkönige ihre Prinzen, bevor ſie an die Regierung kommen, auf Reiſen ſchicken, damit ſie die Welt und die Menſchen kennen lernen, ſo dachte der alte Geiſterkönig ſeinen Prinzen Mimir ebenfalls eine Reiſe machen zu laſſen, ehe er die Regierung an ihn abträte. Und das war ſehr weiſe von dem guten Könige Odur.

So eine Reiſe macht aber bei den Erdenprinzen immer große Vorkehrungen nöthig, und koſtet vieles Geld. Sie brauchen ſchöne und bequeme Reiſewagen und Pferde, ſodann einen Reiſemarſchall und Kammerherren und Kammerdiener und Lakaien und Bedienten, die ſie begleiten müſſen, und viele Koffer und vieles Reiſegepäck. Bei dem Prinzen Mimir war

das ganz anders. Der Hofſeifenſieder, welcher ein ſehr geſchickter Seifenſieder war, mußte eine helle große Seifenblaſe als Luftballon blaſen, in welchem der Prinz die Reiſe machen ſollte, und zur Begleitung wurden ihm nur zwei Winde mitgegeben, die nicht einmal eine beſondere Kutſche für ſich brauchten, da ſie frei in der Luft neben dem Ballon herflogen. Dieſe beiden Winde, von denen der eine Guſtr, der andere Zephyr hieß, ſtellten alles in allem vor, ſie waren zugleich Kammerherren und Kammerdiener und Lakaien und Kutſcher und Pferde.

Wer aber noch nie einen ſolchen Wind leibhaftig geſehen hat, der würde gewiß gelacht haben über ihr wunderliches Ausſehen. Es waren ein Paar geflügelte Geſichter mit dicken aufgeblaſenen Backen, ohne Leiber, ohne Arme und Füße. Guſtr, der ältere, hatte ein altes, runzeliches Geſicht, und war von rauher und heftiger Gemüthsart; Zephyr dagegen, der jüngere, hatte ein glattes Jünglingsgeſicht, und war ſanft und mild.

Das war nun der ganze Reiſebedarf für einen ſo vornehmen Prinzen, und er ſollte doch eine Reiſe von vielen tauſend Meilen machen!

Nachdem der Prinz zärtlichen Abſchied von ſeinem alten königlichen Vater genommen hatte, beſtieg er die Seifenblaſe, in welcher er wie in einer Kriſtallkugel ſaß, durch die er alle Gegenſtände hindurch ſehen konnte, die beiden Winde bliesen und der Ballon erhob ſich.

Man muß aber wiſſen, daß die Luftgeiſter, obwol ſchön und von herrlicher Menſchengeſtalt, doch nicht größer ſind, als ungefähr eine Fliege, oder höchſtens ſo groß, wie eine Biene. Fliegt ein ſolcher Luftgeiſt vorüber, ſo glaubt man, es ſei eine durchſichtige roſenrothe Flaumfeder, oder ein kleines von der

Abendröthe abgeriſſenes Wolkenflöckchen. Viele bemerken aber das Flöckchen gar nicht einmal. Der Geiſterprinz hatte ein purpurrothes Unterkleid an, das ihm bis an die Knie reichte; an den kleinen Füßchen trug er Sohlen, die mit ſilbernen Schnürchen befeſtigt waren, und ſeine goldnen Löckchen hingen von ſeinem Köpfchen bis auf die Schultern herab; an den Schultern aber hatte er ein Paar gold- und ſilberſchimmernde Mückenflügel. Das war gewiß ein ſchöner Prinz!

Der Ballon hatte ſich erhoben aus des Geiſterkönigs Palaſte, welcher Heidyrmir hieß und aus Abendſonnenſtrahlen gebaut war, die in allen Regenbogenfarben ſchimmerten; er ſchwebte frei in der Luft zwiſchen der Sonne und der Erde, und es ſah aus, als ob ein kleines Silberwölkchen am Himmel hinzöge. Der Kriſtallballon ſenkte ſich zur Erde hinab, und flog über viele Länder und Meere hin.

Und der Prinz Mimir ſah durch ſeinen Ballon hindurch, wie durch ein helles Glasfenſter, unter ſich Wälder von Palmen und Bananen, deren Gipfel ſich hoch in die Luft erhoben, und unter dieſen Citronen- und Apfelſinenbäume mit ihren duftenden Blüten und goldnen Aepfeln. Dann ging die Reiſe über ein breites Meer, auf welchem viele Schiffe mit ausgeſpannten Segeln fuhren, die von oben wie kleine weiße Schwäne mit erhobenen Flügeln ausſahen. Nun kamen hohe Berge, welche bis in die Wolken emporragten, deren Gipfel zu glänzendem Eiſe und Schnee erſtarrt waren. Huh! da war es kalt! ſo kalt, daß der Kriſtallballon trübe und blind wurde von der Kälte; es ſchoſſen Eisbäumchen an demſelben empor, wie im Winter an den Fenſterſcheiben, ſo daß der Prinz nicht mehr hindurchſehen konnte. Er befahl deshalb ſeinen beiden Winden, ſie

möchten eilen, daß er fortkäme, und ſie bliesen nun ſtärker auf den Ballon, und ſo ſchwebte er bald über einem Lande, wo das Gras und die Bäume ſchöner und grüner waren, als ſonſt wo, wo herrliche Wälder und Felder ſich ausdehnten, durch die ſich Flüſſe, wie glänzende Silberfäden hinſchlängelten. Es war ſo ſchön, daß der Prinz ſich in ſeinem Ballon tiefer hinabließ, um das ſchöne Land mehr in der Nähe zu betrachten.

Ach! wie war es da ſchön und herrlich! Da breiteten ſich große Wälder aus von prächtigen Eichen und Buchen, aus denen da und dort eine verſilberte Birke hervorſchimmerte, und an den blauen Flüſſen zogen ſich Weinhügel hin mit goldgelben, grünen und blauen Trauben; dann folgten Wieſen, die grünen Sammetteppichen glichen, und an den Flüſſen lagen große Städte mit wunderlichen durchbrochenen Thürmen, als ob ſie von Zuckerkant oder Marzipan gemacht wären, und auf den Hügeln und Bergen erhoben ſich hohe Schlöſſer und Burgen, und aus den Gebüſchen guckten Dörfer mit gelben Strohdächern hervor, und die Bauern und Bäuerinnen arbeiteten auf dem Felde und in den Weingärten, und ſangen dazu! So etwas hatte der Prinz Mimir noch nie geſehen! Er ließ ſich deshalb mit ſeinem Luftballon noch tiefer hinab, und ſah nun die Wälder und Wieſen und Städte und Dörfer ganz in der Nähe, und ſah, wie die Menſchen froh und glücklich waren.

Als er eben über eine niedrige Bauerhütte hinſchwebte, hörte er ein Kind in derſelben laut ſchreien. Er flog näher, und konnte nun zu dem kleinen Fenſter hineinſehen. Da erblickte er in der niedrigen Stube eine arme Bäuerin, die ganz bleich ausſah, wie der Tod, und mit geſchloſſenen Augen auf einem ärmlichen Bette lag. An ihre Bruſt klammerte ſich ein

ganz kleines Kind, das nach Milch ſchrie; wahrſcheinlich hatte es ſeit lange keine bekommen, weil die Mutter ſo krank war. Neben dem Bette knieete ein etwas größeres Mädchen. Es hatte ſeine kleinen Hände gefaltet zum Himmel erhoben und betete unter Thränen: „Du lieber Gott im Himmel! mache unſre gute Mutter wieder geſund, ſonſt haben wir ja keine Mutter mehr, ich und mein kleiner Bruder! Wir wollen auch immer recht gut und fromm ſeyn!“

Die kranke Mutter hörte aber davon nichts, denn ſie lag ja eben im Sterben.

Da ließ der Prinz Mimir ein Tröpfchen Himmelsthau, wovon ihm ſein Vater ein kleines Fläſchchen voll mit auf die Reiſe gegeben hatte, auf die Stirn der ſterbenden Frau herabfallen. Sie öffnete ihre ſchon gebrochnen Augen, ſtand friſch und geſund auf, kniete neben ihre kleine Tochter nieder, und beide dankten dem allgütigen Gott für ihre Geneſung. Das war ſehr rührend, und der Prinz hätte gewiß geweint, wenn die Geiſterprinzen weinen könnten!

Er flog aber weiter, und ſah unter einem großen Birnbaume in einem Garten viele wilde Knaben, welche laut lärmten und ſchrien. Einer der Knaben, der wilder und verwegener war, als die übrigen, kletterte an dem Baume hinauf, denn oben war ein Finkenneſtchen, in welchem fünf junge Finkchen lagen; das wollte er herabholen, damit die Knaben mit ihnen ſpielen ſollten. Damit hätten ſie aber die kleinen Vögelchen gewiß recht gemartert und gequält, und ſie wären alle geſtorben. Die beiden Finkenältern flogen ängſtlich um den Baum herum und ſchrien erbärmlich, weil man ihnen ihre Kinderchen rauben wollte, und man ſah ihnen die große Angſt, die ſie hatten,

ordentlich an. Der wilde Knabe kehrte ſich daran aber nicht; er war ſchon bis zum Neſtchen emporgeklettert und ſtreckte ſeine Hand aus, es zu faſſen. Da winkte der Prinz Mimir ſeinem Begleiter Guſtr, und der wußte gleich, was er ſollte. Er blies mit aller Macht in den Baum und ſchüttelte ihn, und patſch! fiel der böſe Knabe von dem Aſte herunter, gerade in den Bach hinein, der unter dem Baume hinfloß, daß das Waſſer über ihm zuſammenſchlug und hoch emporſpritzte. Da liefen die übrigen Knaben alle davon, und der wilde Knabe, der von dem Kopfe bis zu den Füßen durchnäßt war, half ſich, ſo gut er konnte, aus dem Bache, und hinkte laut weinend nach Hauſe. Der hat aber in ſeinem Leben gewiß kein Vogelneſtchen wieder ſtehlen wollen!

Es war indeſſen Abend geworden, und die Sonne ging eben unter. Der Prinz Mimir ſah ſich deshalb nach einem Orte um, an welchem er die Nacht zubringen konnte. Der Bach, in welchen der Knabe gefallen war, war ſo ſchön, daß der Prinz beſchloß, hier zu bleiben. Er band ſeinen Ballon mit einem Spinnwebfaden an ein Schilfblatt und legte ſich in demſelben zum ſchlafen nieder, während ſeine beiden Begleiter außen Wache hielten. Das Finkenmännchen ſang ihm aber die ganze Nacht hindurch ſchöne Lieder, zum Danke, daß er ihm ſeine Kinderchen errettet hatte. Darüber war der Prinz eingeſchlafen, und er erwachte nicht eher, als bis die erſten Strahlen der aufgegangenen Sonne ſeinen Ballon trafen. Er ſah nun hinaus in den leiſe murmelnden Bach, in welchem kleine Silberfiſchchen her und hin ſchwammen und mit einander ſpielten. Weiter hin hingen Vergißmeinnichtchen ihre goldnen Köpfchen mit den blauen Mützchen über den Bach, und ſpiegelten ſich in dem

klaren Waſſer, um zu ſehen, wie ſchön ſie wären, und wuſchen ſich die Augen. Dieß alles ergötzte den Prinzen außerordentlich!

Wie er noch ſo hinſah, da kam auf dem Bache etwas Buntes herabgeſchwommen, er konnte aber nicht erkennen, was es war. Als es näher kam, ſah er, daß es ein roth und gelb geſtreiftes Tulpenblatt war, auf welchem ein ſchönes kleines Mädchen, nicht größer, als er ſelbſt, wie in einem Schiffchen ſaß, welches zwei Schwimmkäfer lenkten, die wie ein Paar kleine ſchwarze Schwäne vor das Schiffchen geſpannt waren und es zogen.

Das kleine ſchöne Mädchen war aber Kolga, die Tochter der Königin Hadda, welche über die Waſſergeiſter herrſchte. Die ſchöne Kolga machte ſo eben ihre tägliche Morgenſpazirfahrt. Sie hatte ein langes Kleid an von durchſichtigem bläulichem Flor, ihre ſchwarzen Haare, die wie Seide glänzten, hingen lang herab bis auf den goldenen Gürtel, und um ihre Stirn ſchlang ſich ein zierliches Kränzchen von grünen Waſſerpflänzchen.

Als ſie den prächtigen Ballon, der an dem Schilfblatte ſchwebte und in welchem ſich die Sonnenſtrahlen ſpiegelten, erblickte, hielt ſie ihre Schwimmkäfer an, ihn genauer zu betrachten. So wie dieß der Prinz Mimir bemerkte, ſtieg er ſchnell aus dem Ballon, und ſchritt auf dem Schilfblatte vor bis an die Spitze deſſelben, dann bückte er ſich tief vor der ſchönen Prinzeſſin, und lud ſie ein, ſeinen Ballon zu beſteigen, um ihn auch von innen zu beſehen. Dazu war die kleine Kolga gern bereit. Der Prinz reichte ihr die Hand und half ihr auf das Schilfblatt, und von da ſtiegen ſie zuſammen in den Ballon. Wie war aber die Prinzeſſin erſtaunt, den ſchönen für alle Bedürfniſſe eingerichteten Ballon zu ſehen, durch den hindurch

man Alles außerhalb deſſelben viel deutlicher und ſchöner betrachten konnte, und in welchem ſich alle Gegenſtände wie kleine Bilderchen abſpiegelten!

Der Prinz Mimir führte ſeinen lieblichen Gaſt allenthalben herum, zeigte der Prinzeſſin ſein Studirzimmer, ſeine Bibliothek, ſein Schlafzimmer, und war eben im Begriff, Bertuchs Bilderbuch aufzuſchlagen, ihr die ſchönen Bilder ſehen zu laſſen, als draußen ein Sperling vorüberflog. Der Sperling war, wie alle Sperlinge, ſehr neugierig; er hatte einen ſolchen Ballon noch nicht geſehen, und wollte gern wiſſen, ob er von Glas wäre und wie Glas klänge. Er pickte deshalb mit ſeinem Schnabel an den Ballon, und pick! zerplatzte derſelbe, und war verſchwunden.

Der Prinz Mimir und die Prinzeſſin Kolga fielen aber hinab zwiſchen das Schilf, und der Prinz hatte viele Mühe, die Prinzeſſin aufzuheben, und auf ſeinen Armen in ihr Tulpenſchiffchen zu tragen. Es gelang ihm jedoch, und ſie ſaß nun wieder in ihrem Schiffchen; aber was ſollte der arme Prinz anfangen, da er keinen Ballon mehr hatte? Er trug zwar an ſeinen Schultern ein Paar Flügel, aber mit dieſen konnte er nicht ſo weit fliegen, um in den Palaſt ſeines Vaters zurückzukehren. Unterwegs gab es keinen Ort, wo er ſich hätte ausruhen können, wenn er müde wurde, und er wäre gewiß aus der Luft herabgeſtürzt, und in das Meer, oder auf einen Eisberg gefallen und verunglückt. Ja der arme Prinz war in einer recht großen Verlegenheit, aus der er ſich nicht zu helfen wußte.

Die Prinzeſſin Kolga fühlte dieß, und lud ihn ein, ſich zu ihr in ihr Schiffchen zu ſetzen, und mit ihr in den Palaſt ihrer Mutter, der Königin Hadda zu fahren, die ſich ſehr

freuen werde, die Bekanntſchaft eines ſo liebenswürdigen Prinzen zu machen. Der Prinz, der nichts anderes zu beginnen wußte, nahm dieſe freundliche Einladung an, und befahl ſeinem Begleiter Guſtr, zu ſeinem Vater zurückzukehren, demſelben ſeinen Unfall zu erzählen, und ihn in ſeinem Namen um einen neuen Ballon zu bitten, in welchem er ſeine Rückreiſe machen könne. Den Zephyr behielt er aber zu ſeiner Bedienung bei ſich.

Der gehorſame Guſtr ſauſte fort, der Prinz ſetzte ſich neben die Prinzeſſin in das Tulpenſchiffchen, faßte die Zügel der Schwimmkäfer und fuhr den Bach hinab bis in den nicht fernen Fluß, in welchen ſich der Bach ergoß. In der Nähe des Ufers ſchwamm ein Delphin hin und her, der auf die Ankunft der Prinzeſſin wartete; dieſer nahm das Tulpenſchiffchen mit der Prinzeſſin und dem Prinzen auf ſeinen breiten Rücken, ſtürzte ſich in die Tiefe des Waſſers, und ſchoß ſchneller wie ein Pfeil dem Meere zu, das er auch in kurzer Zeit erreichte. Als er dem Palaſte der Königin Hadda nahe gekommen war, hielt er an, und der Prinz und die Prinzeſſin ſtiegen von ſeinem Rücken herab.

Der Palaſt lag tief im Meere, auf dem Grunde deſſelben, und war aus Waſſer gebaut. Er ruhte auf durchſichtigen Säulen von gelben, rothen und blauen Waſſerſtrahlen, die ſich in ſich ſelbſt immerfort empordrehten, wie Schrauben. Sein Dach beſtand aus goldgelben, durchſichtigen Bernſteinplatten, und er lag in einem Parke von den prächtigſten Bäumen und Blumen. Die Bäume aber waren weiße, rothe und ſchwarze Korallen, an deren Aeſten Perlen und Purpurſchnecken und Meerdatteln als Früchte hingen. Unter den Korallenbäumen glänzten die herrlichſten lebendigen Blumen, Meertulpen und Seenelken und

leuchtende Seefedern, die ſich immerfort bewegten. Statt der Vögel ſchwammen kleine glänzende Gold- und Silberfiſchchen und prächtige Meerpfauen, die in allen Farben ſchimmerten, um die Korallenbäume herum, und die Fiſchchen ſangen ſchöne Lieder, zu denen die lebendigen Meerharfen und Meerorgeln ertönten. Eine große Seeſchlange hatte ihren hundert und mehr Meilen langen Rieſenleib wie ein Ring um den Park geſchlungen, und faßte ihn gleich einer Mauer ein, über die kein Raubfiſch und nichts was Leben hatte zu ſchwimmen wagte; ſo groß war das Entſetzen, das alle vor der gräßlichen Rieſenſchlange ergriff. Alles war dem Prinzen neu, und er hatte nicht Augen genug, alle dieſe Herrlichkeiten zu betrachten. In dem einfachen Palaſte ſeines Vaters hatte er nie etwas Aehnliches geſehen!

Nachdem er Alles genug bewundert hatte, führte ihn die Prinzeſſin Kolga in den Palaſt zu ihrer Mutter. Dieſe empfing den vornehmen Prinzen ſehr gnädig und zuvorkommend, und lud ihn höflich ein, ihr Gaſt zu ſeyn, und in ihrem Palaſte ſo lange zu wohnen, bis der neue Ballon angekommen ſeyn würde. Der Prinz ließ ſich auf ein Knie nieder, küßte der Königin die Hand und nahm das Anerbieten dankbar an.

Nun war der Prinz Mimir täglich und ſtündlich bei der ſchönen Prinzeſſin Kolga, die ihm von Stunde zu Stunde lieber wurde, ſo daß er zuletzt die Königin um ihre Hand bat, und da die ſchöne Kolga den Prinzen ebenfalls liebte, ſo gab die Königin ihre Einwilligung, und das Hochzeitfeſt wurde mit großer Pracht gefeiert. Die Pracht war aber ſo groß, daß es ſich gar nicht mit Worten beſchreiben läßt!

Schon einige Monate lang war der Prinz im Palaſte der

Königin Hadda, und der neue Ballon kam noch immer nicht an. Die Zeit wurde aber dem Prinzen gar nicht lang, denn er lebte wie im Himmel mit ſeiner ſchönen Gemahlin, und er konnte es ſich nicht beſſer wünſchen. Eines Morgens rauſchte es jedoch in der Luft und ein Ballon, viel größer und ſchöner als der erſte, ſchwebte herab bis auf die Oberfläche des Meeres, wo ihn der getreue Guſtr an eine Klippe befeſtigte. Guſtr entſchuldigte ſich bei dem Prinzen, daß er ſo ſpät zurück kam. Er war auf ſeiner Rückreiſe nach dem Palaſte Heidyrmir irre geflogen, hatte zweimal die ganze Erde umkreiſt, und war lange in der Luft herumgeirrt, weil er keinen Compaß bei ſich hatte, nach dem er ſich hätte richten können. Und es iſt ſchwer in der Luft den rechten Weg zu treffen, da die Luft allenthalben blau ausſieht, und keine Wegweiſer hat. Jetzt war er alſo glücklich zurückgekommen, und brachte auch ein Briefchen mit für die Königin Hadda, in welchem der König Odur ihr ſehr dankte für die gute Aufnahme ſeines Sohnes, die er als gewiß vorausſetzte.

Nach einigen Tagen nahmen der Prinz Mimir und ſeine Gemahlin Abſchied von der Königin. Sie ſetzten ſich in den Ballon und Guſtr, unterſtützt von dem freundlichen Zephyr, erhoben denſelben und führten ihn dem Palaſte Heidyrmir zu, den ſie auch nach einiger Zeit glücklich und ohne allen Unfall erreichten. Der alte König empfing ſeinen Sohn und die ſchöne Prinzeſſin ſehr freundlich und gnädig; als er aber hörte, daß dieſe ſchöne Prinzeſſin die Gemahlin ſeines Sohnes ſei, umarmte und küßte er ſie, und die ſchöne Schwiegertochter gefiel ihm faſt eben ſo ſehr, als ſie ſeinem Sohne gefiel. Nach kurzer Zeit übergab der alte König ſeinem Sohne die Regierung über

das große Reich der Luftgeiſter, und der Prinz hieß nun König Mimir, und ſeine Gemahlin Königin Kolga.

Der junge König ließ aber in jedem Jahre einen prächtigen Ballon ausrüſten, und reiſte in demſelben mit ſeiner Gemahlin zu ſeiner Schwiegermutter, ihr einen Beſuch zu machen. Man kann ſich denken, wie groß die Freude da geweſen ſeyn mag! Noch größer wird ſie aber geweſen ſeyn, als in der Folge der König Mimir auch ſeine Söhne und Töchter, die kleinen Prinzchen und Prinzeßchen, mit ſich nahm, damit die Großmutter ſie ſehen ſollte. Die Prinzchen und Prinzeßchen können aber nicht größer geweſen ſeyn, als kleine Fliegen, da ihre Aeltern ja nicht größer waren, als Bienen.

Nettchen.

Vor hundert und mehr Jahren war einmal ein armer Bauersmann und eine arme Bauerfrau, die hatten acht Kinder, vier Jungen und vier Mädchen. Sie waren alle gesund und stark und aßen mit so gutem Appetit, daß die armen Aeltern gar nicht wußten, woher sie so viel Brod und Kartoffeln schaffen sollten, als sie täglich brauchten.

Einsmals besuchte die Bauerfrau eine steinalte Nachbarin, der klagte sie ihre Noth und sagte: „Ach, Du lieber Gott! was soll das nur werden mit uns! Die Kinder, die schon jetzt wie die Dreschер essen, werden immer größer und verlangen täglich mehr. Wo sollen wir armen Leute das hernehmen? Und nun wird in kurzem wieder ein neues Kind kommen, das gewiß auch guten Appetit mitbringt, und wir werden einen Esser mehr haben. Ach, mein gar lieber Gott! was sollen wir armen Leute nur anfangen in unsrer Noth!“

Darauf erwiederte die alte Nachbarin: „Meine gute Frau, ich will Euch wol helfen! Ihr habt es immer gut mit mir ge-

meint und mir manches Stückchen Brod und manches Glas Milch geſchenkt; jetzt iſt die Reihe an mir, Euch einen Liebesdienſt zu erweiſen! Hier habt Ihr einen Apfel! Wenn Euer neues Kindchen angekommen ſeyn wird und zu eſſen verlangt, ſo ſchneidet den Apfel in zwei Stücke und gebt ihm die Hälfte davon zu eſſen. Die zweite Hälfte und vorzüglich die Kerne hebt aber ſorgfältig auf, und wenn dereinſt Euer Kindchen ſechzehn Jahre alt geworden iſt, ſo gebt ihm an ſeinem Geburtstage dieſe zweite Hälfte mit den Kernen zu eſſen. Das wird ihm und Euch großes Glück bringen!"

Die arme Bauerfrau nahm den Apfel und dankte der guten Alten.

Bald darauf brachte ſie wieder ein Kind zur Welt. Es war ein Mädchen, weiß und roth, wie Milch und Blut, und es ſah viel geſcheidter aus, als alle ſeine übrigen acht Geſchwiſter zuſammengenommen. Seine großen Augen, mit denen es ſich klug umſah, glichen himmelblauen Kornblumen, und ſein Kopf war mit blonden Löckchen bedeckt, die wie lauteres Gold ſchimmerten. Es brachte auch gleich ſchöne Zähnchen mit auf die Welt, ſo weiß wie Elfenbein. Nachdem es ſich ein bißchen in der Stube umgeſehen hatte, ſchlief es ein, und als es wieder aufwachte, ſagte es zu ſeiner Mutter: „Mutter, mich hungert!"

Die Bauerfrau war ganz erſtaunt, als ſie das Kind reden hörte, was ihre übrigen Kinder erſt gelernt hatten, als ſie zwei Jahre alt waren, und noch älter. Sie freute ſich aber darüber und legte das Kindchen an ihre Bruſt, damit es ſich an der ſüßen Muttermilch laben ſollte; aber das Kind ſtieß die Bruſt zurück und wollte nicht trinken. Da erinnerte ſich die Bauerfrau des Apfels, den ihr die alte Nachbarin geſchenkt hatte; ſie

wußte aber nicht, ob ſie dem kleinen Kinde davon zu eſſen geben ſollte, und ob das nicht Sünde ſei, da doch ſonſt ſo kleine Kinder keine Aepfel eſſen. Sie überlegte jedoch, daß die Nachbarin eine gute, gottesfürchtige Frau ſei, die ihr gewiß nichts Böſes rathen würde, und ſo ſchnitt ſie den Apfel in Gottes Namen in zwei Hälften und gab dem Kinde die eine davon, die ihm auch ganz herrlich ſchmeckte. Die zweite Hälfte wickelte ſie in ein reines weißes Tüchelchen und legte es in ihre Lade in der Bodenkammer, in der ſie ihre Sonntagskleider und ihr Geſangbuch aufhob, und da lag es ſicher.

Das kleine Mädchen wurde nun getauft und bekam in der heiligen Taufe den Namen Annette; da es aber ſo klein und niedlich war, ſo nannte man es nur Nettchen, was zugleich recht nett und hübſch klang.

Seit Nettchen den halben Apfel gegeſſen hatte, brauchte es nur ſehr wenig Nahrung; ein Löffelchen voll Milch und ein Bröckchen Brod war genug für den ganzen Tag. Nach ein paar Wochen konnte es ſchon allein gehen, was andere Kinder erſt nach Jahren lernen; es wuchs und wurde täglich klüger und verſtändiger.

Mit dem Wachſen hatte es aber eine eigne Bewandniß; es wuchs nicht größer, ſondern kleiner, und ſo viel andere Kinder jährlich an Größe zunehmen, ſo viel kleiner wurde Nettchen in jedem Jahre. Als es zwölf Jahre alt war, war es nur noch ſo groß, wie eine Taube, und als es vierzehn Jahre erreicht hatte, ſo groß, oder ſo klein, wie ein Sperling. Darüber konnten ſich die Leute nicht genug wundern!

Nettchen war eben vierzehn Jahre alt geworden, und es war gerade an ſeinem Geburtstage, als eine prächtige goldene

Kutſche in das Dorf fuhr, in welchem die armen Bauersleute wohnten. Sechs ſchöne Schimmel waren vorgeſpannt, die große rothe Federbüſche auf den Köpfen trugen, und hintenauf ſtanden drei Lakaien, ſo daß ſie kaum Platz hatten auf dem ſchmalen Kutſchbrette. Sie hatten ſo viele goldene Treſſen auf den Röcken, daß man ſie beinahe gar nicht ſehen konnte vor lauter Gold. In der Kutſche aber ſaß die Königin mit ihrem Herrn Söhnchen, dem Kronprinzchen.

Als der Staatswagen an das Häuschen kam, in welchem die guten Bauersleute wohnten, ließ die Königin ſtillhalten und befahl einem der Lakaien, ſich in dem Häuschen ein Glas Milch geben zu laſſen, da der Kronprinz großen Durſt habe. Der Lakai ſprang ſogleich in das Häuschen, und als die Bauerfrau gehört hatte, was man von ihr verlange, wuſch ſie ſchnell ein Glas mit friſchem Waſſer aus, füllte es mit Milch, ſetzte es auf ein Kohlblatt, brachte es der Königin an die Kutſche und ſagte, indem ſie es ihr mit einem Knickſe überreichte: „Gott geſegne's!“

Dem Kronprinzchen ſchmeckte aber die dicke, fette Milch ganz vortrefflich und er trank das ganze Glas auf einen Zug rein aus.

Die Königin legte einen großen blanken Thaler in das leere Glas und gab es der Bauerfrau zurück, indem ſie ſie ſehr gnädig fragte: „Meine gute Frau, wie geht es denn mit Eurer Geſundheit? Wie viele Kinderchen habt Ihr denn?“

„Acht und ein halbes, Gott ſei's geklagt! liebe Frau Königin!“ antwortete die Bauerfrau, und machte wieder einen kurzen Knicks.

„Wie das?“ frug die erſtaunte Königin, „acht und ein halbes? Habt Ihr denn auch ein halbes Kindchen?“

„Ja ſehe Sie, Frau Königin,“ antwortete die Bauerfrau, „ich habe acht derbe Rangen und ein ganz kleines Töchterchen noch obendrein, und das zähle ich nur für ein halbes, da es ſo klein iſt und ſo wenig ißt und trinkt. Aber die andern eſſen dafür deſto mehr, und ich und mein Mann wiſſen oft nicht, wo wir Brod genug hernehmen ſollen, ihren Hunger zu ſtillen. Dort kann Sie ſie alle ſehen!“

Die acht großen Kinder ſtanden alle am Fenſter, um den goldenen Wagen und die ſechs Schimmel mit den rothen Federbüſchen zu ſehen, und ein dicker Kopf guckte über dem andern hervor, ſo daß das ganze Fenſter voller Köpfe war bis oben hinauf.

„Aber,“ fuhr die Bauerfrau fort und machte wieder einen Knicks, „die meiſte Noth macht mir doch mein kleines Töchterchen, das alle Jahre ein Stück rückwärts wächſt. Ich weiß gar nicht mehr, wie ich mit meinen dicken Fingern ſeine kleinen Hemdchen nähen, und wie ich es anfaſſen ſoll, daß ich ihm nicht wehe thue!“

„Das wäre!“ ſagte die Königin, „laßt mich doch Euer kleines Töchterchen ſehen, gute Frau!“

Und die Bauerfrau lief hinein in die Stube, und kam bald zurück mit dem kleinen Nettchen auf der flachen Hand. Sie ſetzte es auf den Schooß der Königin; aber Nettchen ſtand ſogleich auf und machte der Königin und dem Kronprinzen eine zierliche Verbeugung.

Die Königin konnte aber gar nicht ſprechen vor Erſtaunen, als ſie das kleine Mädchen ſah. So ein kleines und ſchönes

Kind hatte ſie in ihrem Leben noch nicht geſehen. Nettchen war aber auch ſo ſchön, wie ein kleines Wachspüppchen, hatte blonde Löckchen, die wie Gold glänzten, ſchöne, regelmäßige Gliederchen und ein Häutchen ſo fein, daß man es hätte zerblaſen können. Es gefiel der Königin über die Maßen, aber noch mehr dem Kronprinzen, der ſeine Augen gar nicht von ihm wegwenden konnte. Er ſagte aber zur Königin: „Gnädige Frau Mama, wir müſſen das kleine Mädchen mit nach Hauſe nehmen, in unſer Schloß, damit ich mit ihm ſpielen kann!“

Das war der Königin eben recht, und ſie hatte ſelbſt ſchon daran gedacht. Sie ſagte deshalb zur Bauerfrau: „Meine gute Frau, überlaßt mir Euer Töchterchen, daß ich es mit in mein Schloß nehmen kann! Es ſoll es gut bei mir haben und etwas Tüchtiges lernen, und es ſoll Euer Schade nicht ſeyn!“

So ſagte die Königin, und das Kronprinzchen war außer ſich vor Freude und klatſchte in die Hände.

Die Bäuerin war eine verſtändige Frau, ſie überlegte, daß das ein großes Glück für ihr Nettchen ſei, und daß die Königin zeitlebens für das ſchwache Kind ſorgen werde, und obwol es ihr leid that, ſich von ihrem Töchterchen zu trennen, das immer ſo gut und folgſam geweſen war, ſo ſagte ſie doch Ja, nämlich wenn ihr Mann nichts dagegen hätte. Der hatte aber nichts dagegen.

So fuhr nun Nettchen in der ſchönen goldnen Kutſche auf dem Schooße der Königin nach der Stadt und in das Schloß, und die Königin trug das kleine Püppchen auf ihrer eigenen Hand die Treppe hinauf in ihr Staatszimmer, das von lauter Gold flimmerte und flammerte, und in dem an allen Wänden große Spiegel hingen, von der Decke bis auf den

Fußboden. Sie ſetzte das kleine Nettchen auf einen prächtigen goldnen Tiſch, deſſen Platte von glattem weißen Marmor gemacht und mit einer goldnen durchbrochenen Gallerie eingefaßt war, damit Nettchen nicht herunterfallen konnte.

Nun ließ die Königin alle Schneider, die in der Reſidenzſtadt wohnten, in das Schloß fordern, bei großer Strafe für den, der nicht erſchiene; und als die Schneider alle beiſammen waren, mußten ſie ihre Hände herzeigen, und der, welcher die ſchmälſten und ſpitzigſten Finger hatte, wurde zu Nettchens Leibſchneider ernannt, mußte ihr gleich das Maß nehmen und eine Menge Kleiderchen von Mouſſelin und Seide und Sammet machen. Auch die Schuhmacher mußten erſcheinen; ſie hatten aber alle ſo dicke und plumpe Finger, daß keiner Schuhe für Nettchen machen konnte, und es wurden ihr deshalb mit feinen goldnen Schnürchen kleine Sohlen unter die Füßchen gebunden.

Nettchen hatte ein prächtiges weißes Atlaßkleid mit einer langen Schleppe angezogen, und es ſtand ihr herrlich; ſie ſah aus, wie eine kleine Prinzeſſin. Die Königin ſchickte aber einen Lakaien zum Könige, ihrem Gemahl, und ließ ihm ſagen, er möge ſchnell zu ihr kommen in ihr Staatszimmer, ſie hätte ihm etwas Wichtiges mitzutheilen.

Der König erſchrak über die Botſchaft ſo ſehr, daß ihm vor Schreck die Pfeife ausging, die er eben rauchte. Er dachte, es ſei ein großes Unglück in ſeinen Staaten geſchehen, zog ſchnell ſeine blanken Stiefeln an, ſetzte die Krone auf, die er in der Eile ganz ſchief auf das linke Ohr drückte, nahm den Reichsapfel unter den Arm und den Zepter in die Hand und lief, ſo ſchnell er laufen konnte, zu ſeiner Gemahlin, der Königin.

Er war ganz außer Athem, als er ankam, und mußte erſt ein wenig verſchnaufen, ehe er der Königin die Hand küſſen und ſie fragen konnte, was denn vorgefallen wäre. Dieſe führte ihn an den Marmortiſch, auf welchem Nettchen herumſpazirte, und ſagte: „Euer Majeſtät ſollen hier das größte Wunderwerk der Welt ſehen!“

Der König, welcher blöde Augen hatte, ſah wol, daß ſich auf dem Tiſche Etwas hin und her bewegte, er konnte aber nicht erkennen, was es war. Er zog deshalb ſeine Brille aus der Weſtentaſche und ſetzte ſie auf. Nun ſah er das niedliche Nettchen, das ungefähr ſo groß war, wie ein Kanarienvogel, und ſagte: „Ei! das iſt ja ein allerliebſtes Püppchen, das ja ſogar herumſpaziren kann! Das hat gewiß ein Uhrwerk in ſeinem Leibe, wie die Maus, welche ich dem Kronprinzen zu Weihnachten geſchenkt habe!“

Die Königin lächelte und erwiederte: „Mein gnädigſter Herr und Gemahl, es iſt ja gar kein Püppchen, ſondern ein wirkliches lebendiges Mädchen, das ich für den Prinzen mitgebracht habe, da es ihm ſo wohl gefiel. Sehen Euer Majeſtät doch recht hin!“

Der König wiſchte ſeine Brille ab und ſah nun, wie Nettchen ihm die zierlichſten Verbeugungen machte, worüber der König ganz erſtaunt war. Er zog ſeine Schnupftabaksdoſe, die aus einem einzigen großen Diamant gemacht war, aus der Taſche, ſchüttete den Tabak zum Fenſter hinaus und ließ Baumwolle hineinlegen. Darin ſollte Nettchen ſchlafen. Auf die Mitte des Marmortiſches wurde ein goldenes Vogelhäuschen geſtellt, das ganz wie ein Königsſchloß ausſah und Nettchen zur Wohnung dienen ſollte, und ringsherum wurden kleine

Bäumchen von Moos und kleine Blümchen gepflanzt und die Wege mit Goldſtaub beſtreut. Als alles fertig war, glich der Tiſch einem ſchönen Parke mit Alleen und Wegen. An dem einen Ende ſtand eine blaue Glasſchale, gefüllt mit duftendem Lavendelwaſſer, welches einen Teich vorſtellte, und auf ihm ſchwamm ein kleines niedliches Schiffchen, an welches zwei Goldfiſchchen geſpannt waren, die es ziehen mußten, wenn Nettchen eine Waſſerfahrt machen wollte. Sie lenkte aber die Fiſchchen an zwei goldenen Fädchen, ſo daß ſie hinſchwimmen mußten, wohin ſie wollte.

Nettchen führte nun ein herrliches Leben in dem Königsſchloſſe. Die Königin war beſtändig in ihrer Nähe, und der Kronprinz kam alle Tage mehrere Male, ſobald ſeine Schule aus war. Oft lief er auch hinter der Schule weg und verſäumte es, ſeine Lection zu lernen. Sein Lehrer durfte ihm aber deshalb nicht die Ruthe geben, da er ein Königsſohn war. Auch der König beſuchte ſie täglich und vergaß darüber manchmal ſogar, ſein Land zu regieren, ſo daß ſeine Miniſter in das Staatszimmer der Königin kommen mußten, wenn ſie etwas Nothwendiges mit ihm zu ſprechen hatten. Bei alle dem hatte aber Nettchen oft lange Weile, weil ſie gar nichts zu thun hatte, als ſich zu putzen, ſpaziren zu gehen und auf dem Waſſer zu fahren.

Als der König ihr nun einmal ſeinen Beſuch machte und ſie durch ſeine Brille betrachtete, ließ ſie ſich vor ihm auf die Knie nieder und ſagte: „Großmächtigſter Herr König! Schon ein ganzes Jahr lang bin ich in Euer Majeſtät Palaſte, und habe noch gar nichts gelernt, was ein junges, wohlerzogenes Mädchen in der Welt wiſſen muß. Ich bitte deshalb Euer

Majeſtät, geben Sie mir einen Lehrmeiſter, von dem ich leſen und ſchreiben und rechnen lernen kann, was doch alle Kinder lernen müſſen!"

Der König hörte dieß mit vielem Wohlgefallen, und er freute ſich, daß Nettchen ihn ſo ſchön Majeſtät titulirte, wie es ſich gebührte. Er ließ ſie von der Erde aufſtehen und ſagte: „Wir wollen die Sache in Ueberlegung ziehen, mein liebes Nettchen, und darüber nachdenken!"

Und das that auch der gute König. Drei ganze Tage und drei ganze Nächte lang, in denen er nicht ſchlafen konnte, dachte er darüber nach; aber als dieſe vorbei waren, wußte er ſo viel, als vorher. Es war aber auch eine ſchwere Aufgabe, einen Lehrer zu finden, der für das kleine Nettchen paßte. Einen gewöhnlichen Schulmeiſter konnte man ſchon gar nicht brauchen, denn die ſchreien ſo laut, wenn ſie den Kindern etwas lehren, und ſchlagen gleich mit der Ruthe zu, wenn die Kinder nicht gleich verſtehen, was ſie ihnen ſo ſchlecht erklären. Das hätte aber das zarte Nettchen nicht ertragen.

Als nun der König gar nicht wußte, was er thun ſollte, ſo ließ er ſeine ſieben Miniſter kommen, damit ſie ihm einen Rath geben ſollten, und fragte ſie, ob ſie einen Lehrer wüßten für das kleine Nettchen. Alle ſieben ſchüttelten aber die Köpfe, daß der Puder aus ihren Perücken ſtäubte, und antworteten: „Nein, Majeſtät!"

Da wurde der König zornig und ſagte: „Was? Nein? Seid Ihr meine Miniſter, und bezahle ich Euch, damit Ihr Nein ſagen ſollt? Ihr müßt alles wiſſen und immer Ja ſagen! Marſch fort, in die Kammer!"

Und nun ſperrte er die ſieben Miniſter in eine Boden-

kammer und ſagte ihnen, ſie dürften nicht eher wieder heraus, als bis ſie ihm einen paſſenden Lehrer für Nettchen vorſchlagen könnten. Dann ſchloß er die Kammer mit ſeinen eignen königlichen Händen zu, und ſteckte den Schlüſſel in ſeine Taſche.

So ſtaken die ſieben Miniſter ſieben ganzer Tage lang, Tag und Nacht, in der Bodenkammer, und bekamen während dieſer Zeit nichts zu eſſen und zu trinken, denn ſo hatte es der König befohlen. Endlich am achten Tage klopften ſie von innen an die Kammerthür und riefen alle zuſammen: „Majeſtät! wir haben 's!"

Da ſchloß der König die Kammerthür auf und ließ ſie heraus. Aber wie ſahen die mager und zuſammengeſchrumpft aus, da ſie ſo lange nichts gegeſſen und getrunken hatten! Es war zum Erbarmen! Alle machten nun dem Könige eine Reverenz, ſo tief, daß ihre Naſen den Fußboden berührten, und der Premierminiſter, was ſo viel heißt, als der General unter den Miniſtern, ſagte: „Euer Majeſtät wollen geruhen, den Doctor Maulwurf rufen zu laſſen und ihn zum Lehrer Nettchens allergnädigſt zu ernennen! Das iſt unſer Vorſchlag!"

„Gut!" ſagte der König, entließ ſeine ſieben Miniſter in Gnaden und ſchickte nach dem Doctor Maulwurf auf die Univerſität, wo er ein berühmter Profeſſor war. Als dieſer kam, ernannte ihn der König ſogleich zu Nettchens Geheimen Generalabecemeiſter und ſagte ihm, was er zu thun hätte.

Der Geheime Generalabecemeiſter war ein ſehr gelehrter Maulwurf, was man ihm auf den erſten Blick anſah; er war aber beinahe blind, und das kam vom vielen Studiren; er fror auch immer ſo ſehr, daß er beſtändig, ſelbſt in den heißeſten

Sommertagen, einen dicken, weichen Pelz trug, den er bis an den Hals zuknöpfte, und das kam vom vielen Stubenſitzen.

Der gelehrte Maulwurf erfand in der Geſchwindigkeit eine neue Methode, die Buchſtaben und das Buchſtabiren auf die leichteſte und angenehmſte Weiſe zu lernen, da der König die Ruthe ausdrücklich verboten hatte. Er ließ in der Hofküche kleine Buchſtaben von Marzipan formen und backen, und ſchon nach einigen Tagen fing er ſeinen Unterricht an, indem er Nettchen dieſe Buchſtaben zeigte und beibrachte. So wie ſie einen verzehrt hatte, kannte ſie ihn auch genau von innen und von außen, und dieſes Studium gefiel ihr ſo ſehr, daß ſie ſich beklagte, daß es nur fünf und zwanzig Buchſtaben gab. Sie hätte gern einige hundert gelernt. Mehr als drei täglich ließ ſie aber ihr vorſichtiger Lehrer nicht lernen, damit ſie ſich nicht den Magen verderben möchte.

War es nun die Gelehrigkeit Nettchens, oder war es, daß die Marzipanbuchſtaben, gleich andern Speiſen, in ihr Blut übergingen, nachdem die fünf und zwanzig Buchſtaben verzehrt waren, konnte ſie alle Bücherchen leſen, die der Geheime Generalabcemeiſter mit der feinſten Perlſchrift für ſie hatte drucken laſſen, und nun las ſie ſtundenlang die allerſchönſten Märchen und Geſchichtchen; denn ſchöne Märchen hatte ſie gar zu gern.

Mit dem Schreiben ging es aber nicht. Der gelehrte Maulwurf ſchrieb, wie alle gelehrten Leute, eine ſo häßliche und unleſerliche Handſchrift, daß ſie ausſah, als ob die Hühner mit ihren ſchmutzigen Füßen auf dem Papiere gekratzt hätten, und wenn Nettchen dieſen Krikelkrakel nachmachen wollte, ſo beſchmierte ſie ſich mit der Tinte ihre Händchen und weißen Atlaßkleiderchen ſo ſehr, daß ſie vor Verdruß die Feder wegwarf.

Das Schreiben mußte deshalb vor der Hand unterbleiben, und das hatte auch nichts zu bedeuten, da ja Nettchen als eine vornehme Dame am Hofe lebte.

Die Königin wünſchte nun, daß Nettchen auch tanzen lernen ſollte, was ſie weit nöthiger brauche, als das Schreiben, und der König rief ſeinen Oberkammerherrn und ſagte zu ihm: „Beſorgen Sie mir einen geſchickten Tanzmeiſter für Nettchen!“

Der Oberkammerherr machte einen tiefen Bückling und antwortete: „Zu Befehl, Euer Majeſtät!“ denn er dachte an die Miniſter und die Bodenkammer. Glücklicher Weiſe erinnerte er ſich, daß er einmal in der Hofküche, in die er manchmal ging, um zu ſehen was gekocht wurde und um die Speiſen zu koſten, einen Hofmäuſetanz mit angeſehen hatte, bei dem ein ſehr geſchicktes und gewandtes Mäuschen den Vortänzer machte. Dieſen Vortänzer ließ er zu ſich kommen und ſagte zu ihm: „Mein Lieber! Ihr Glück iſt gemacht! Sie ſollen, da ſie ein ſo geſchickter Tänzer ſind, Nettchen das Tanzen lehren, und wenn Sie reüſſiren, werde ich Sie in der Hofconditorei als Marzipankoſter anſtellen; vielleicht fügen Seine Majeſtät auch noch den Geheimen und den General hinzu. Nehmen Sie ſich deshalb zuſammen!“

Das Mäuschen wurde zu Nettchens Tanzlehrer erwählt und Nettchen lernte bald, wie es die Füßchen ſetzen und die Beinchen heben, und wie es ſich im Kreiſe drehen mußte, und es war in kurzer Zeit eine recht geſchickte Tänzerin. Es ſah nun ganz allerliebſt aus, wenn Nettchen in ihrem weißſeidnen Kleidchen dem gewandten Mäuschen, das einen glänzenden Frack und fleiſchfarbene Handſchuhe und Strümpfe an hatte, ihr kleines Händchen reichte, und ſie zuſammen einen raſchen

Walzer tanzten, oder eine anſtändige Menuet, die der König vorzüglich liebte, da er ſie in ſeiner Jugend ſo oft getanzt hatte. Als Muſikanten wurden ein Paar Grillen herbeigeholt, welche beide ſehr ſchön auf der Mundharmonika bliesen; die mußten zum Tanze aufſpielen.

Jetzt kam die Muſik an die Reihe, denn Nettchen mußte nothwendig ſingen lernen, da es ein ſo helles und feines Stimmchen hatte. Da war aber guter Rath theuer, weit und breit war kein Singlehrer aufzutreiben! Man mußte zuletzt eine Singemücke aus Italien verſchreiben, die als eine geſchickte Sängerin berühmt und viel gereiſt war, denn die italieniſchen Singemücken ſingen und ſtechen viel meiſterhafter, als die deutſchen, und gerade dieſe war eine wahre Virtuoſin in beidem, und deutſches Blut zog ſie jedem andern vor. Ihr Empfang bei Hofe war ausgezeichnet, und der gute König hing ihr gleich einen koſtbaren Halsſchmuck von Diamanten mit eigner Hand um. Sie wurde in ein zierliches Luſthäuschen, das von Golddraht geflochten war, geſetzt, und an jedem Abend mußten die Hofdamen ſie auf ihre Arme nehmen und ſaugen laſſen. Das Blut der Hofdamen war aber ſo ſüß, daß die fremde Sängerin ſich damit eine rechte Güte that und dabei dick und fett wurde.

„Aber das ſchmerzt ſo ſehr!“ ſagten die Hofdamen.

„Was da!“ antwortete die Königin, „Ihr habt ja ſonſt nichts zu thun, und das gehört zu Eurem Dienſte!“

Die zarten Arme der armen Hofdamen waren nun immer voller Beulen, und ſie mußten deshalb ſtets Glacéhandſchuhe tragen.

Das goldene Luſthäuschen der Singemücke ſtand in Nettchens Parke, und das gelehrige Nettchen lernte alle die ſchönen

Melodien, die ihr ihre Singemeiſterin vorſang. „Freut euch des Lebens,“ und „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ und „Schleswig, Holſtein meerumſchlungen!“ und alle die ſchönen Lieder, die gerade Mode waren.

„Aber es ſingt ſich doch ſchlecht ohne alle Begleitung!“ ſagte einmal die Singemücke zu Nettchen; „Sie ſollten die Harfe dazu ſpielen lernen, mein Fräulein!“

Das hätte Nettchen nun recht gern gethan, aber wo war eine Harfe aufzufinden, die für ſie paßte? Nettchen grämte ſich darüber, ſo daß ſie immer traurig war. Kaum hatte aber die Königin die Urſache ihrer Traurigkeit erfahren, als ſie es dem Könige ſagte, und da der gute König gern alles that, ſeinem Nettchen eine Freude zu machen, ſo ließ er in ſeinem ganzen Reiche durch einen Herold ausrufen, derjenige, welcher eine ſo kleine Harfe hätte, ſolle ſie ſogleich in das Schloß bringen, und er werde eine große Belohnung dafür erhalten. Aber in dem ganzen Königreiche gab es keine ſo kleine Harfe, und ſo brachte auch niemand eine in das Schloß, wie der König befohlen hatte. Auch die ſieben Miniſter wußten keinen Rath, und ſie wären beinahe wieder in die Kammer gekommen. Der König aber war untröſtlich, daß er dem guten Nettchen dieſe Freude nicht machen konnte.

Das hörte ein geſchickter Goldſchmied, und er ſetzte ſich ſogleich in ſeine Werkſtatt, arbeitete Tag und Nacht und ſchmiedete eine niedliche kleine Harfe von purem Golde, und beſetzte ſie mit bunten Edelſteinchen, daß ſie ganz prächtig anzuſehen war, und zuletzt beſpannte er ſie mit ganz dünnen Saiten von Spinnefäden, da war ſie fertig und klang gar lieblich. Er legte ſie in ein Schächtelchen und lief damit zu dem Könige in das

Schloß, und hatte ſolche Eile, daß er ſogar vergaß, ſeine Hände vorher zu waſchen, die von der Arbeit am Feuer ganz ſchwarz und ſchmutzig geworden waren; aber das that nichts!

Als der König das herrliche Kunſtwerk mit ſeiner Brille genau betrachtet hatte, war er darüber ſo außer ſich, daß er ganz vergaß, daß er der König war. Er tanzte auf einem Beine in der Stube herum, zog ſeine goldene Schnupftabaksdoſe aus der Weſtentaſche und nahm eine Priſe; dann hielt er in ſeiner Freude dem Goldſchmied die Doſe hin und ſagte: „Beliebt's?“

Und dieſer machte eine tiefe Reverenz und langte zu.

„Hitzi!“ ſagte er bald darauf, denn der Tabak war ihm zu ſtark. „Bitte Euer Majeſtät tauſendmal unterthänigſt um Vergebung! Es entfuhr mir nur ſo!“

„Proſt!“ antwortete der König, und weiter nichts. Dann hing er dem geſchickten Künſtler einen goldnen Orden um und ernannte ihn auf der Stelle zu ſeinem Geheimen Generalharfenmacher. Das war aber ein ſehr hoher Titel und eine ſehr große Ehre! Der König liebte das Geheime und das Militair ſehr, und ein General war außer ihm der vornehmſte Mann im Staate. Deshalb gab er denen, die er recht ehren wollte, den Titel Geheimer und General.

Auch Nettchen war über die ſchöne Harfe ſo erfreut, daß ſie vor Freude in ihre kleinen Händchen klatſchte, worüber ſich wieder der König und die Königin freuten, ſo daß die Freude gar keine Ende nahm.

Nun fehlte es aber an einem Lehrer, der Nettchen die Harfe zu ſpielen lehren konnte, und den gab es in dem ganzen Königreiche nicht. So mußte nun Nettchen ohne Unterricht ſpielen lernen, und da ſie in allem ſo geſchickt war, ſo lernte

ſie auch das bald und konnte in kurzem die Harfe prächtig ſpielen. So ſaß ſie nun oft ſtundenlang im Mondenſchein vor ihrem goldenen Luſthauſe im Garten, und ſpielte die Harfe und ſang dazu, daß es zum Entzücken war.

Es waren nun beinahe zwei Jahre verfloſſen, ſeit Nettchen am Hofe lebte, und ſie war bald ſechzehn Jahre alt und jetzt ſo klein wie ein Maikäfer, denn ſie war auch in den beiden letzten Jahren ein gutes Stück kleiner geworden. Ihr Leibſchneider mit den ſpitzen Fingern wußte gar nicht mehr, wie er ihre Kleiderchen machen ſollte, ſo winzig klein waren ſie jetzt, und er mußte oft hungern, damit ſeine Finger nicht dicker wurden. Er wurde deshalb eingeſperrt und bekam auch keinen Lohn für ſeine Arbeit, damit er ſich nicht für denſelben Brod kaufen ſollte. Wenn er ein neues Kleidchen zu nähen hatte, borgte ihm der König jedes Mal ſeine Brille, damit er die feinen Nähtchen erkennen konnte, denn ſonſt hätte er ſie gar nicht nähen können.

Je kleiner aber Nettchen wurde, deſto ſchöner und verſtändiger wurde ſie. Die Königin wollte ſie gar nicht mehr verlaſſen, und der Kronprinz, der jetzt ein General geworden war und einen großen Federhut auf dem Kopfe und einen goldnen Stern auf der Bruſt trug, kam jedes Mal, wenn die Wachtparade vorbei war, in das Staatszimmer, um Nettchen zu ſehen und mit ihr zu ſprechen. Auch der König, wenn er eben keine Staatsgeſchäfte hatte, ſaß ſtundenlang mit der Brille auf der Naſe an dem Marmortiſche und unterhielt ſich mit Nettchen. Sie war aber auch ſo klug und verſtändig, daß ſie ihm oft Rath gab in ſeinen Regierungsgeſchäften, wenn ſeine ſieben Miniſter gerade einmal in der Kammer ſtaken, weil ſie ihm keinen Rath zu geben wußten.

Mit Angſt und Sorge dachte aber die Königin an die Zukunft; denn wenn Nettchen ferner, wie bisher, in jedem Jahre um die Hälfte kleiner wurde, ſo würde ſie in einigen Jahren nicht größer geweſen ſeyn, als ein Floh, und wieder nach einigen Jahren ſo klein, daß man ſie gar nicht mehr hätte erkennen können. Was ſollte aber dann mit ihren Kleiderchen werden und wer ſollte ſie ihr anmeſſen und machen, wenn man ſie gar nicht mehr ſehen konnte! Und nackt konnte man ſie doch nicht gehen laſſen, das hätte ſich nicht geſchickt! Es vergingen der guten Königin die Gedanken, wenn ſie daran dachte.

Morgen war der Tag, an welchem Nettchen ſechzehn Jahre alt wurde, und die Königin machte große Vorbereitungen zu ihrer Geburtstagsfeier. Der Leibſchneider hatte ein Dutzend neue Kleidchen machen müſſen, immer eines prächtiger, als das andere, und der Geheime Generalharfenmacher, der, wie man weiß, ein geſchickter Goldſchmied war, hatte koſtbare goldene Armbänderchen und Diademchen verfertigt, welche mit herrlichen bunten Edelſteinchen beſetzt waren. Für den Abend war große Cour und Hofball angeſagt, und der Marmortiſch ſollte glänzend erleuchtet werden mit bunten Glaslämpchen. Was der König und der Kronprinz vorhatten, wußte man gar nicht einmal, denn ſie hielten es ſehr geheim; es war aber gewiß etwas recht Prächtiges!

Auch die Bauerfrau dachte daran, daß morgen Nettchens Geburtstag ſei, und es erwachte eine ſo große Sehnſucht in ihr, ihr liebes Töchterchen, das ſie nun ſeit zwei Jahren nicht geſehen hatte, einmal wiederzuſehen, daß ſie ſich vornahm, morgen in die Stadt zu gehen, ihr Nettchen zu beſuchen. Sie ſtand deshalb am nächſten Morgen ſehr früh auf, noch ehe die

Sonne aufgegangen war, zog ihre Nachtmahlskleider an und vergaß auch nicht, das Tüchelchen mit dem halben Apfel aus der Lade zu nehmen, denn ihr fiel gerade zu rechter Zeit ein, daß die alte Nachbarin gesagt hatte, sie solle die zweite Hälfte des Apfels ihrem Kinde zu essen geben, wenn es sechzehn Jahre alt geworden sei. Wie erschrak aber die arme Frau, als ihr aus der Lade ein Mäuschen entgegensprang. Es hatte ein Loch in das Tüchelchen gebissen und den halben Apfel rein aufgegessen. Das that ihr sehr leid und sie räumte die ganze Lade aus, um zu sehen, ob sie nicht noch ein Stückchen von dem Apfel fände. Es war aber nichts zu finden, als ein einziger Apfelkern, der ganz unten auf dem Boden der Lade lag.

„Es ist doch besser etwas, als nichts!" dachte die kluge Bauerfrau, und so wickelte sie den Apfelkern in das Tüchelchen und steckte es zu sich. Für die Frau Königin holte sie ein Stückchen frische Butter aus dem Keller und legte es zwischen ein paar Weinblätter, dann füllte sie für den Herrn Kronprinzen ein Fläschchen mit dicker, süßer Milch, packte alles in einen Korb, den sie an ihren Arm hing, und machte sich auf den Weg nach der Stadt.

Als sie dort angekommen war, ging sie sogleich in das Schloß und ließ sich bei der Königin anmelden, als die Mutter Nettchens. Die Königin war sehr erfreut über ihre Ankunft und befahl, sie in das Staatszimmer zu führen, und als sie eingetreten war, machte sie der Königin einen tiefen Knicks und küßte die Schleppe ihres Kleides, wie man ihr gesagt hatte, daß sie thun müsse. Die Königin faßte sie aber bei der Hand und führte sie an den Marmortisch, auf welchem Nettchen so eben unter den grünen Moosbäumchen spaziren ging.

„Sieh einmal, Nettchen, wer Dich beſucht!“ ſagte die Königin zu ihr, und Nettchen ſtieß einen lauten Freudenſchrei aus, als es ſeine Mutter erkannte; dieſe aber konnte ihr Töchterchen kaum finden unter den Moosbäumchen, und ſie wunderte ſich, daß Nettchen jetzt ſo klein war wie ein Maikäfer.

Nun ging das Fragen und Antworten an. Nettchen erkundigte ſich, wie es zu Hauſe ſtehe, was der Vater mache, und wie ſich ihre Brüder und Schweſtern befänden. Da ſagte die Bauerfrau, der Vater ſei vor einem Jahre geſtorben. Das that Nettchen ſehr leid, und ſie ſchluchzte und weinte ſo ſehr, daß ihr Taſchentüchlein ganz naß von ihren Thränchen wurde, und ſie beruhigte ſich erſt dann, als ihre Mutter ferner erzählte, die vier Brüder wären alle wohl und geſund, ſie müßten alle Tage auf das Feld und ackern und ſäen, und Gras und Korn hauen, und die vier Schweſtern wären auch wohlauf und müßten ſtricken und ſpinnen, und die Kühe melken und Butter machen. So ginge es allen gut, und alle ließen ſie grüßen.

Jetzt packte die Bauerfrau ihren Korb aus und überreichte der Königin das Stückchen Butter mit den Weinblättern und das Fläſchchen Milch für den Herrn Kronprinzen. Die Königin beroch die Butter, und ſie roch ſo ſchön und friſch, daß ſie gleich etwas davon auf ein Stückchen Biscuit ſtrich und es verzehrte, und dann verſicherte, ſo ſchöne friſche Butter hätte ſie in ihrem Leben noch nicht gegeſſen; und ſie war doch eine Königin! Sie nahm auch das Fläſchchen mit der Milch, ſchüttete ſie in eine Kriſtallſchale und brockte Semmeln hinein, und ſagte, der Kronprinz, ihr Sohn, wäre jetzt auf der Wachtparade, er ſolle aber die Milch zum Mittagseſſen bekommen.

Die Bauerfrau wickelte nun auch den Apfelkern aus dem

Tüchelchen und gab ihn ihrem Nettchen. Dieſe freute ſich ſehr, daß die gute Mutter auch an ſie gedacht und ihr einen ſo ſchönen Apfelkern mitgebracht hatte. Der Kern ſah aber ſo ſchön braun und glänzend aus, daß ſie ihn gleich in ihren kleinen Mund ſteckte und mit ihren ſcharfen Zähnchen zerbiß und kaute. Er ſchmeckte ſo ſüß, wie ein Mandelkern, und Nettchen ſchluckte ein Stückchen nach dem andern hinunter.

Als ſie das letzte Bröckchen hinuntergeſchluckt hatte, da o Himmel! geſchah ein großes Wunder! Nettchen wurde mit jedem Augenblick größer, und nach fünf Minuten war ſie ſo groß, wie junge Mädchen von ſechzehn Jahren gewöhnlich ſind, und ihre Kleider und alles, was ſie an ſich trüg, war ebenfalls mitgewachſen.

Die Königin wäre beinahe in Ohnmacht gefallen, als ſie das ſah, und mußte an ihrem Flacon riechen, und die Bauerfrau traute ihren Augen kaum. Nettchen ſtand vor ihnen, als eine große, ſchöne Dame, und ſie ſah ſo vornehm aus, daß man hätte glauben mögen, ſie ſei eine Prinzeſſin. Ihr Geſicht ſah aus, wie Milch und Blut und ihr Haar war wie geſponnenes Gold und fiel in ſchönen Locken bis auf ihre Schultern herab. Die Königin und die Bauerfrau hätten es gewiß nicht geglaubt, daß dieſe ſchöne Dame ihr Nettchen ſei, wenn ſie nicht mit ihren eignen Augen geſehen hätten, wie ſie nach und nach ſo groß geworden war. Sie ſprach nun mit ihnen, und ihre Stimme klang wie die herrlichſte Muſik.

Jetzt hörte man draußen im Vorzimmer ſtarke Schritte und Sporengeklirr. Die Thür wurde ſchnell aufgeriſſen und der General Kronprinz mit ſeinem großen Federhute auf dem Kopfe ſprang herein. Er blieb aber vor Ueberraſchung mit offnem

Munde auf der Schwelle ſtehen, als er eine ſo ſchöne und vornehme Dame bei ſeiner Mutter der Königin ſtehen ſah. Dieſe ſtellte ſie ihm als das kleine Nettchen vor; aber obgleich er ſehr vielen Muth hatte, weil er ein General war, ſo war er doch ſo verlegen, daß er kein Wort vorbringen konnte, und er wagte es gar nicht, ſie anzureden und wie ſonſt Du zu nennen; ſo große Ehrfurcht hatte er vor ihrer Schönheit, die ſeine Augen ganz geblendet hatte! Ohne ein einziges Wörtchen geſprochen zu haben, drehte er ſich ſchnell auf dem Abſatze um und lief zur Thür hinaus. Man wußte gar nicht, was ihm ſo plötzlich zugeſtoßen ſeyn möchte.

Er lief aber zu ſeinem Vater, dem Könige, ließ ſich vor ihm auf ein Knie nieder und ſagte: „Großmächtigſter König, gnädigſter Herr Papa! Euer Majeſtät habe ich eine große Bitte vorzutragen, und wenn Sie mir ſie abſchlagen, ſo ſetze ich mich auf mein Pferd, reite auf die Brücke und ſpringe von der Brücke hinunter in den Fluß, ſo daß ich gleich ertrinke, und dann haben Sie keinen Sohn und keinen Kronprinzen mehr! Meine Bitte aber iſt, geben mir Euer Majeſtät Nettchen zur Gemahlin!“

So ſprach der Kronprinz in großer Aufregung.

Der König aber, der eben ſeinen geſtickten Galarock anziehen wollte und ſchon mit einem Arme in denſelben ſtak, kratzte ſich hinter den Ohren und ſagte: „Wie iſt mir denn? General, Du biſt wol nicht recht geſcheidt? Wie willſt Du großer Menſch das kleine Nettchen heirathen, das nicht größer iſt, als ein Maikäfer? Es rappelt wol ein bißchen mit Dir, General!“

Der Kronprinz ſprang jetzt von den Knieen auf, faßte den König bei der Hand und ließ ihm nicht einmal Zeit, ſeinen

Galarock anzuziehen und ſeine Krone aufzuſetzen; kaum konnte er im Vorbeigehen ſeinen Zepter von der Wand nehmen, wo er immer an einem Nagel hing, wenn gerade nicht regiert wurde. So zog der Kronprinz den alten König in Hemdärmeln durch alle Zimmer durch, bis in das Staatszimmer, wo die Königin, Nettchen und ihre Mutter im Geſpräche ſtanden. Man ſah aber doch gleich, daß er der König war, an ſeiner goldnen Weſte, die auch auf dem Rücken goldnes Futter hatte.

Als Nettchen den König eintreten ſah, ging ſie ihm entgegen, ließ ſich auf ihre Knie nieder und küßte ihm die Hand. Der König war ebenfalls ganz geblendet von der Schönheit der jungen Dame, und ließ ſich ausführlich erzählen, wie alles gekommen war. Dann nahm er ſeinen Sohn den Kronprinzen bei der Hand, führte ihn zu Nettchen und legte ihre Hände in einander, indem er ſagte: „Meine lieben Kinder, ich gebe Euch meinen königlichen Segen! Und wenn ich nicht ſchon eine ſo gute Königin hätte, ſo müßte Nettchen meine Gemahlin und Königin ſeyn!“

Das war aber ſehr galant von dem alten Könige!

„Ei! da iſt ja eine herrliche Semmelmilch!“ ſagte der König, als er die eingebrockte Milch in der Kriſtallſchale ſtehen ſah. „Die muß ich koſten!“

Da nicht gleich ein Löffel zur Hand war, ſo rührte der König die Milch mit ſeinem goldenen Zepter um und koſtete, und koſtete ſo lange, bis er ſie aufgekoſtet hatte, und der arme Kronprinz, der doch die Milch ſo gern aß, hatte das Nachſehen. Aber er unterhielt ſich indeſſen mit ſeiner ſchönen Braut und vergaß darüber die Milch.

Das Hochzeitfeſt wurde bald darauf mit großer Pracht ge-

feiert und dauerte drei ganze Monate lang, und aus dem kleinen, armen Nettchen war nun eine große, vornehme Kronprinzeſſin geworden. Und als nach einigen Jahren der alte König und die Königin geſtorben und begraben waren, wurde der Kronprinz in dem ganzen Königreiche als König ausgerufen, und Nettchen war die Königin und trug eine goldene Krone und hieß von nun an die Königin Annette, wie man in alten Geſchichtsbüchern nachleſen kann.

Die neue Königin vergaß aber ihre armen Verwandten nicht. Ihre Mutter mußte zu ihr in das Königsſchloß ziehen und in einer prächtigen Stube wohnen, und da die alte Frau ohne Arbeit nicht leben konnte, ſo ſpann ſie jetzt lauter goldenen Flachs und ſtrickte Strümpfe von Garn, das aus Silberfäden gedreht war. Jedem ihrer vier Brüder ſchenkte aber die Königin ein ſchönes Landgut, und ihre vier Schweſtern verheirathete ſie an vornehme und reiche Männer. So lebte der König und die Königin viele Jahre glücklich und in Freuden mit einander, und ſie leben vielleicht noch, wenn ſie nicht indeſſen geſtorben ſind.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.